Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 3 | Gotha, 2. Februar 1929 | 43. Jahrgang

Inhalt: Von leiblicher Übung [Sp. 105] — Bornhausens „Offenbarung" [Sp. 106] — Das Unsägliche und die Sprache [Sp. 112] — Christus auf der Landstraße (Jones, Weichert, Kagawa) [Sp. 117] — Pfarrerzeit in Schloß Elmau [Sp. 123] — Um Wittigs „Höregott" [Sp. 127] — Werfels „Abituriententag" [Sp. 131] — Wichern und Stockholm (Gerhardt) [Sp. 133] — Evangelische Wohlfahrtsschulen [Sp. 135] — Musikbericht: 1. Die Entdeckung einer alten Klangwelt; 2. Musik zum Singen; 3. Musik für die Orgel [Sp. 137] — Bücher und Schriften: Welches war die älteste Religion Israels (Beer); Fleisch und Geist nach Luthers Lehre (Schott); Die deutsche Aufklärungsphilosophie (von Brockdorff); Natur und Seele (Dacqué); Naturforscher und Erfinder (Darmstädter); Die Schulpolitik der evangelischen Kirche Preußens (Schlemmer); Noah und das damalige Weltgericht (Kröker); Weltstaat und Gottesreich (Kröker); Handbuch der Musikwissenschaft (Bücken); Stifter in Kirchschlag (Zerzer); Die Tschechen (Eisner) [Sp. 139] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart [Sp. 143] — Wöchentliche Chronik [Sp. 146] — Verschiedenes: Protestantismus und modernes Schrifttum; Proust, Joyce, Schlier; Kleine Mitteilungen [Sp. 149] — Versammlungskalender [Sp. 150] — Anzeigen

Von leiblicher Übung und Gottseligkeit

Denn die leibliche Übung ist wenig nütz; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütz und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. 1. Tim. 4, 8

Das Wort an Timotheus hatte seit Luther seinen Anlaß verloren. Daß Jemand den Leib züchtigte und kasteite um Gottes willen, geschah bei uns Evangelischen wohl kaum.

Seit einiger Zeit jedoch ist es anders, wenn sich auch die Front verschoben hat. Der Leib wird neu entdeckt, sein Reich ihm zugeteilt, seine Beziehung zur Seele (bisher nur ein Philosophumenon) aufgedeckt und in mannigfacher Weise praktisch verarbeitet. Damit macht man ein langes Versäumnis wieder gut, und auch die Kirchen beteiligen sich in ihrer Weise an dieser Rehabilitation des Leibes, dem sein Recht werden soll. Von großen sozialen und sozialistischen Unternehmungen über die neue „Sachlichkeit" in der Kunst, mit ihrer Liebe und Ehrfurcht vor dem Daseienden, bis hin zu den vielen gymnastischen Systemen, zu Volkshygiene, Körpererziehung, Eros und neuartigen Heilmethoden ist schließlich nur ein Weg.

Gegen die Erkenntnis von der „Vernunft des Leibes" wird kein Einsichtiger, der die Zeichen der Zeit versteht, etwas einwenden. Und ihre Bedeutung können auch die Auswüchse der eigentlichen Sportbewegung wie Riesenarena-Boxkämpfe, Sechs-Tage-Rennen usw. nicht verdunkeln.

Wohl aber droht von anderer Seite die Gefahr einer Verkürzung und Verflachung der Bewegung, so daß die Warnung vor leiblicher Übung von Neuem nötig erscheint. Freilich ist sie nicht gerichtet gegen Dualisten und Gnostiker, sondern gegen jene seltsam abgewandelte Form eines modernen Monismus, der den Geist und die Gottseligkeit totschlagen will.

Baut man vom Körper auf, so kann es geschehen, daß man mit dem Abreagieren von Komplexen einen Patentmenschen fabriziert, dem die Sehnsucht, von sich selbst loszukommen, ein für alle Male ausgetrieben und das fade Lächeln einer allzuweisen Müdigkeit ins Gesicht gezeichnet ist.

Gibt es nicht schon jenen Typ zu Tausenden, dessen Gedankenwelt sich vornehmlich in der technischen Terminologie von Pferdestärken ausdrückt, und den man abkonterfeit sieht auf Reklamebildern der Automobilindustrie? (Scharfgeschnittenes Profil und Knickerbockers verstehen sich von selbst!) Durchrationalisierung in allen Ehren: aber wenn sie gründlich geschieht, daß von den tiefen Hintergründen unsers Daseins nichts mehr übrig bleibt, dann gedenkt man bisweilen doch wohl der „guten alten Zeit".

Und wenn es mit gymnastischen Übungen des Morgens (dem modernen Surrogat des Morgengebets) anfängt, mit einer Viertelstunde des Abends (das moderne Abendgebet) endet, und dazwischen der Körper auf Rationen gesetzt wird und ein happy smile (Erzeugnis langer Stunden vor dem Spiegel) das Gesicht ziert, dann heißt es, auch heute, mit Recht: „Die leibliche Übung ist wenig nütz."

Die „Vernunft des Leibes" in allen Ehren! Aber sobald daraus Unvernunft wird, die leibliche Übung ohne Blickrichtung auf die Gottseligkeit geschieht (1. Kor. 6, 19: Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist?), wenn der Leib sich emanzipiert vom Geist und, wie die latente Krise im Sport beweist, ein gefährliches Eigenleben führt, und das Gespenst eines modernen verkappten Rationalismus durch Atemtechnik und Körperbewegung, Sport und Heilmethoden hindurchschaut, sollen wir Einspruch erheben. Denn diesem verkürzten Aspekt auf unser Sein fehlt die „Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens", nämlich das dem christlichen Glauben eingeborene Moment einer mit unserer Existenz konstitutiv gegebenen Spannung. „Die leibliche Übung ist wenig nütz; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütz." H Sch

Bornhausens „Offenbarung"

Die Offenbarung. Über die Verbindung von Gott und Mensch in der Zeit. Von Karl Bornhausen. D. theol., o. Professor der Theologie und Religionsphilosophie. Leipzig, Quelle & Meyer 1928.

Vgl. 1928 Nr. 17: Bornhausens „Erlöser"

„Die Offenbarung" ist der neue Band jenes Werkes von Bornhausen betitelt, dessen erster Teil „Der Erlöser" bereits kürzlich in diesen Blättern besprochen wurde, und dessen letzter Teil „Die Schöpfung" sich in Vorbereitung befindet. War es das — von Paulus in seiner Kritik CW 1928, 17 meines Erachtens nicht stark genug geistesgeschichtlich herausgearbeitete und gewürdigte — Charakteristikum des ersten Teils, daß der Erlöser als solcher mitten im diesseitigen Geschichtsprozeß erfaßt wurde, das Ewige in den Strom der Zeit hineingewoben und in ihm ergriffen wurde, so wird nun im zweiten Teil das „Wie" der Offenbarung dieses Ewigen zum Thema erhoben und ausgeführt. „Der Gang des Erlösers durch unsere Geschichte ist Offenbarung" (XI). „Die entscheidende Offenbarung ist der Mensch der Geschichte, für uns europäische Christen der Menschensohn." Damit ist die Verbindung zwischen beiden Teilen hergestellt.

Ein Wort über das Verstehen des vorliegenden Buches sei vorausgeschickt. Vielfach war es bisher doch so, daß gerade Gegenständlichkeiten des dogmatischen Denkens so losgelöst erschienen, daß man sich ihnen denkend wie einem

mathematischen Gegenstand gegenüber verhalten konnte. Bei Bornhausen ist es anders. Seinem Buch — wie wohl seinen Büchern überhaupt — liegt die Auffassung Diltheys und Troeltschs von der inneren Struktur des geisteswissenschaftlichen Gegenstandes zu Grunde mit dehnbarerer Objektivität, deren Fundamente in den Zusammenhängen von Leben, Lebenserfahrung und Individualität gegründet sind. Ihm gerecht werden kann nur der, welcher sich ihm mit der „Totalität seiner Gemütskräfte" (Dilthey) nähert. Hinzu tritt die Auffassung Herrmanns: Daß man Gott nur in den Erlebnissen findet, die Jeder für sich allein hat. „Für jeden Menschen hat nur die von ihm selbst erlebte Geschichte eine entscheidende Bedeutung *)." So liegt auch über diesem Buch der Hauch religiöser Einsamkeit. Trotz der streng wissenschaftlichen Form und der gedankentiefen Dialektik, die das Ganze durchziehen, hört man doch immer wieder das Strömen lebendigen individuellen Bekenntnisses, das in geheime Tiefen der Seele weist, die mit ihrem Gott allein ist. Zu diesem Eindruck der Einsamkeit aber gesellt sich der der strengen inneren Wahrhaftigkeit. Dies Buch ist wahr durch und durch. Um so schwerer aber ist es, es als Ganzheit zu verstehen. Es erfordert Ernst, Konzentration, Sachlichkeit und — Liebe.

1

Das Buch zerfällt in drei Teile. Nach einem Auftakt, der die äußere Form der Offenbarung als Sprache analysiert, wird über den inneren Sinn der Offenbarung gehandelt. Ihr innerer Sinn enthüllt sich im Gedanken, im Handeln und in der Kunst. Das Kernstück des Ganzen liegt in der Darstellung der normativen Wahrheit der Offenbarung. Ihr hat Bornhausen die größte Sorgfalt und Ausführlichkeit zu Teil werden lassen. Sie trägt aber auch die größten Spuren inneren Ringens. Auf sie werden wir unser besonderes Augenmerk richten müssen. —

Jede Religion findet in einer eigentümlichen Sprache ihren Ausdruck. Sprache und damit auch Volkstum — denn die Sprache hat ihre letzte Quelle im Gemüt eines bestimmten Volkes — stehen mit der Religion in einem inneren Zusammenhang. So mußte das deutsche Volkstum die christliche Religion zu einer deutschen Religion gestalten, was in einem langen, gewaltigen Ringen geschah, das in Luther seinen Abschluß fand. Aus den sprachphilosophischen Forschungen Herders und W. v. Humboldts kommt Bornhausen zu der Erkenntnis: „Religionssprache ist immer zugleich national und human; sie ist völkisch bestimmt in ihren Gefühlen, human abgezweckt in ihren Gedanken" (13). Dabei wird das Wort Sprache soweit wie möglich gefaßt. Auch Taten und Töne sind Sprache. „Offenbarung ist Wort, Tat, Ton der Liebe." Damit ist zugleich die Gliederung des Buches gegeben.

Offenbarung ist Sprache. Luther schafft durch die Umdeutschung des Evangeliums deutsche Religion. Der antike geschichtliche Jesus wird als „unser Herr" in Deutschland lebendig. „Seit Luther redet Gott mit den Deutschen deutsch." Seitdem gewinnen auch die Dichter als Sprachschöpfer neue Religionsbedeutung. Von Klopstocks Messias und der Sprache des jungen Goethe geht hierin eine Linie bis zu der Sprache Gerhart Hauptmanns und Rudolf Dehmels.

Soweit führt Bornhausen die Identifikation von Religion und Sprache, daß er das sakramentale Schweigen als undeutsch und unevangelisch verwirft. Das scheint mir aber doch zu einer Überschätzung der Bedeutung der Sprache für die Religion zu führen. Es ist von Jesus — dem bekanntlich das „viele Worte-Machen" verhaßt war — nicht erwiesen, daß er in seinem Verkehr mit Gott nur gesprochen hat. Es heißt von ihm: er ging auf einen Berg allein, daß er betete. Kann er nicht auch — etwa des Nachts unter dem Sternenhimmel — schweigend zu Gott gebetet haben? Gibt es nicht auch Augenblicke höchster Offenbarung, wo die Seele jede Sprache nur als Hemmung empfindet, und zeigt sich hierin nicht ein jenseits der engen Grenzen von Nation und Volkstum liegendes — vielleicht von Bornhausen zu wenig beachtetes — universales Moment religiösen Erlebens, wie es ja auch als solches in der Welt der Töne lebt? Wenn Bornhausen gerade letztere in den Bereich der Sprache der Offenbarung mit einbezieht, warum dann nicht auch das Schweigen? Wir müssen Bornhausen dafür danken, daß er wieder auf die hohe Bedeutung der Sprache für unser religiöses Empfinden hingewiesen hat und auf die Verwurzelung der Religion im Volkstum. Wir sind ihm dankbar dafür, daß er uns Künder des Worts zu hingebender Arbeit an der Sprache mahnt. Aber wir glauben doch, daß Jemand mit „Menschen- und mit Engelzungen" reden kann von Gott ohne wahrhaftiges religiöses Erleben, und daß ein Anderer in schweigender Ehrfurcht und wortlosem Staunen die Offenbarung des Ewigen wunderbar erlebt. Und wir meinen, daß es Typen gerade des nordischen Menschen gibt, die nur schweigen können vor ihrem Gott, ohne darin Mystiker und weltentrückte Ekstatiker zu sein.

2

„Offenbarung ist der Begriff, mit dem der Mensch einen Zusammenhang mit etwas ganz Anderem, als er selbst ist, behauptet" (42). Der Offenbarungsgedanke liegt noch jenseits des Bereichs der geschichtlichen Religionen. „Er tritt überall da auf, wo der Mensch in der Geschichte über die Geschichte hinausragen will, überall, wo der Mensch als Naturwesen von Etwas gepackt wird, was nicht bloß natürlich ist." Bewußt geht Bornhausen auch hier von der jenseits konfessioneller Bindungen liegenden Offenbarungsauffassung des deutschen Idealismus aus und baut damit das Problem auf breitester Basis auf.

Dennoch wahrt er — in richtiger Erkenntnis — den Zusammenhang mit der Geschichte. Das vornehmste Anliegen ist ihm die Feststellung des ethisch-geschichtlichen Sinnes der Offenbarung. So kann er die Schleiermachersche Formulierung der Offenbarung aus den Vorlesungen über Ethik (1816) losgelöst von psychologischen Bestandteilen übernehmen. Auch jeder psychologisierenden Tendenz gegenüber betont Bornhausen nachdrücklichst: „Offenbarung liegt jenseits aller Psychologie." „Sie geht nicht von uns aus, sondern wird uns aufgegeben, angetan."

Nachdem er vorher noch den Niederschlag des Offenbarungsgefühls in den drei soziologischen Formen des Kultus, der Priesterkirche und der Gemeinde dargelegt hat, kommt Bornhausen zu der wichtigsten und schwierigsten Aufgabe seines Buchs: zu der Feststellung der Norm der Offenbarung. Die Unmöglichkeit einer Wissenschaft von Gott mit allgemeingültigen Normen sieht nach Kant und Schleiermacher von vornherein fest. Unmöglich kann aber auch die persönliche Glaubensüberzeugung zur Norm der Offenbarung erhoben werden. Dadurch wird ein letztes Fundament unserer geistigen Existenz zu stark den Gefahren subjektiver Bewegtheit ausgesetzt. Auch das schlichte Anerkennen überlieferter Glaubenssätze christlicher Heilslehre befestigt nicht den Wahrheitsgehalt der Offenbarung. Freilich zu der Geschichte muß ihre Norm irgendwie hinführen. Aber zu welchen Ausschnitten der Geschichte? Man fühlt, wie hier der Denker Bornhausen mit dem Irrationalen ringt.

Die Schwierigkeiten häufen sich noch mehr durch die Feststellung der Tatsache, daß Heiliges sich in jedem Menschenwort regen könne, daß der Umfang des heiligen Buches der Glaubensüberlieferung ganz relativ ist. „Der Eine liest nur eine Seite, der Andere tausend, der Eine liest nur das Neue Testament, der Andere Goethe." Das ist zweifellos richtig. Alles kann dem Frommen zur Of-

*) Wilhelm Herrmann, Die Wirklichkeit Gottes, 1914, S. 47.

fenbarung werden in der Geschichte (wie entsprechend auch in der Natur, die man — natürlich im andern Zusammenhang — auch gern mit in den Umkreis der Offenbarung hätte einbezogen gesehen). Dagegen scheint es mir dem phänomenologischen Tatbestand zu widersprechen, wenn Bornhausen hier von dem quantitativen Umfang des religiös Erlebten die Sicherheit der Geltung der Offenbarung abhängig macht. Mir will scheinen, daß an noch so stark begrenzter zeitlicher Gegenständlichkeit der Durchbruch des Transzendenten ebenso elementar, wenn nicht noch sicherer erfolgen kann als bei noch so stark ausgedehntem Erleben. Darin hat Bornhausen allerdings Recht, daß an den Frommen immer wieder die Forderung zu neuer Einstellung auf eine geheiligte Überlieferung ergeht. Doch muß man sich darüber klar sein, daß damit das Problem der Wahrheitsgeltung religiösen Erlebens keineswegs gelöst ist. Nur eine exakte Zergliederung des Offenbarungsvorgangs kann hier weiterhelfen.

Bornhausen gibt nun diese Analyse, indem er ihr die jedem Leben eingebaute Kategorie der Modalität mit ihren drei Stufen: der Möglichkeit, Notwendigkeit und Wirklichkeit zu Grunde legt. „Die Möglichkeit des Glaubens in der Welt geschichtlicher Überlieferung und die Notwendigkeit des Glaubens in unserm persönlichen Seelenleben wachsen zusammen zur Wirklichkeit der Offenbarung Gottes" (33).

3

Man könnte hier auf die Gefahr einer Logisierung des im Grunde doch überrationalen Prozesses der Offenbarung hinweisen. Aber Bornhausen begegnet dieser Gefahr. Er erkennt deutlich die Grenzen des Denkens dem geheimnisvoll-ursprünglichen Leben der Offenbarung gegenüber. Freilich sieht er auch die Tragik: daß der Mensch dieses Leben töten muß, will er es in die denkende Bewußtheit erheben.

Versuchen wir, uns über dies Leben Rechenschaft zu geben, so stoßen wir zunächst auf den Vorgang des Glaubens. Um aber zu erfahren, was Glauben sei, müssen wir uns an die Genies des Glaubens wenden. Bornhausen wendet sich an Paulus, Luther und Goethe. Bei ihnen allen äußert sich der Glaube primär als Freiheitsgefühl und Freiheitstat. In Schleiermachers „schlechthinnigem Abhängigkeitsgefühl" sieht Bornhausen nur eine nachgeordnete Form des Glaubens. — Auch hier kommt uns eine Frage. Hat Bornhausen hier nicht Luther und Paulus zu stark im Lichte deutscher Klassik gesehen? Muß man nicht bei jedem dieser religiösen Genies feststellen, daß sie erst den Gang antreten mußten durch die Nacht der Zerknirschung, des Kreaturgefühls, der moralisch-geistigen Zerrissenheit, ehe sie sich hindurchgerungen hatten zu jenem triumphierenden Erlebnis der Freiheit, das dann natürlich den Kern ihres Glaubens bildete? Der Historiker wird diese Fragen bejahen müssen.

Glauben ist Vertrauen, fährt Bornhausen fort. „Im Vertrauen auf den Zusammenhang mit einem höheren geistigen Leben fühlt sich der Mensch frei und mit Gott verbunden." Im Vertrauen empfindet sich der Mensch als Einheit, die ihm keine Metaphysik und keine Wissenschaft geben. „Im Vertrauen liegt stets das Moment der Hingabe, des Empfangens von Höherem." Zu hart ist aber dann doch das Urteil: Pantheismus und unio mystica seien nur „irrige Formen des Rationalismus". Gerade den Pantheismus mit seinem oft stark gefühlsmäßigen Erleben Gottes kann man doch aus dem Bereich der Offenbarung nicht ausscheiden, wenn auch in seinem Gottgefühl das Moment des „schlechthin Anderen" fehlt.

Der Frage nach der Möglichkeit des Gottesgedankens in der westlichen Philosophie sich zuwendend beginnt Bornhausen mit dessen Darstellung im Alten Testament. Der Israelit, der das geschichtliche Leben nur in seiner Qual des Werdens und Vergehens empfindet, erlebt Gott in ewiger Beharrung jenseits der Geschichte. Im Gegensatz dazu zieht der Grieche das Ewige in die Diesseitigkeit des Werdens und der großen Bewegung des Lebens hinein. Doch darf man diesen Gegensatz meines Erachtens nicht zu ausschließlich fassen. Kennt doch auch der einflußreiche Parmenides ein unbewegliches, in ewiger Starrheit verharrendes Sein, wodurch dann Platos Zweiweltentheorie einen entscheidenden Einschlag erhalten hat *). — In großen energischen Zügen verfolgt Bornhausen dann die Entwicklung der Gestaltung des Gottesgedankens in der abendländischen Geistesgeschichte bis zu Leibniz, Kant, Goethe und Schleiermacher, über die auch das Religionsgefühl der Gegenwart nicht hinausgekommen ist.

Einen neuen Querschnitt durch die Entwicklung des Gottgefühls gibt Bornhausen bei der — viel schwierigeren — Darstellung der zweiten Erscheinungsform der Offenbarung: der Notwendigkeit der Gottesvorstellung. Die erste Stufe dieses religiösen Erlebens, das zunächst in den prophetischen Berufungsgeschichten des Alten Testaments nacherlebt wird, bildet das Kreaturgefühl. Dies prophetische Erleben, das schließlich in einem momentanen Einswerden von Gott und Seele gipfelt, ist nach Jesus viel seltener geworden, da der geschichtliche Mensch nie selbst Träger der Offenbarung wurde. Bei Pascal bricht es noch mal hervor wie auch bei dem Quäker George Fox und dem Pietisten A. H. Francke und — als visionäre Zusammenschau von Gott und Welt — bei dem Dichter Hölderlin.

Die Darstellung der letzten Stufe der Offenbarung: des Erlebnisses der Wirklichkeit Gottes führt Bornhausen zum Gottgefühl Jesu. In Jesu Gebet zeigt sich uns unmittelbar die Wirklichkeit des Vatergottes. Die Reich-Gottes-Idee, in der er die Menschheit als Brudergemeinde zusammenschloß, war die Folgerung seines tiefsten Gotterlebens. Am stärksten aber faßt uns noch heute die Wirklichkeit Gottes in der historischen Persongestalt Jesu, die damit die Aufgabe des Erlösers übernimmt. Bornhausen greift hier auf sein Buch „Der Erlöser" zurück, nur daß er sich hier stärker dem Ursprung der Offenbarung zuwendet. Aus der zufälligen Geschichtswahrheit erwächst die überrationale Gewißheit, daß Jesus der Herr ist. Die objektive Geltung dieser Gewißheit bleibt allerdings immer auf das Subjekt beschränkt. Hier muß es bei der einfachen Feststellung verbleiben, daß der Fromme schlechthin überwältigt wird von der Herrlichkeit Gottes. — Es ist auch hier deutlich — was D. Paulus bereits für die Jesusauffassung in Bornhausens „Erlöser" feststellte —, daß Jesus hier im Lichte des deutschen klassischen Idealismus gesehen wird ohne das zeitgeschichtliche Gewand, das auch die Erlösergestalt umgibt, und ohne die daraus erwachsende Problematik. So haben auch Herder, Kant und Goethe Jesus gesehen. Immer wird hier der Historiker die schärfere Beachtung der gewaltigen Problematik fordern müssen, die moderne Religionswissenschaft durch kritische Analyse der zeitgeschichtlichen Zusammenhänge aufgedeckt hat.

Dennoch will mir scheinen, daß hier das Urteil nicht überspannt werden darf. Man muß den Systematiker Bornhausen richtig verstehen. Es gilt für jede geschichtsphilosophische Arbeit doch das, was Troeltsch in bahnbrechenden Untersuchungen festgestellt hat. „Persönliche Lebensentscheidungen, die aus einer empfundenen, aber nicht wissenschaftlich beweisbaren Notwendigkeit hervorgehen" sind die letzten Ursprünge solcher Geschichtssystematik. Es wird nicht immer beachtet, „daß solche Bejahung der historisch erworbenen Werte lediglich Glaube und Entscheidung des Willens, nicht wissenschaftlicher Beweis ist, daß die Deutung des Verlaufes aus diesen Werten

*) Vgl. Heimsoeth, Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik, 1922, S. 184 ff.

das Wagnis einer Konstruktion und Umformung der chaotischen Erlebenswirklichkeit zu einem Sinnganzen, nicht einfache beweisbare und abbildbare Wirklichkeit selber ist, daß die Stellungnahme bei einem diese Konstruktion leitenden Gütersystem das Wagnis einer lebensmäßigen Entscheidung und Festlegung ist, bei der man sein Leben auf die Karte seiner Entscheidung setzt" *). Hier werden sich immer die persönlichen Entscheidungen gegenüberstehen, den verschiedenen Wertzusammenhängen entsprechend, in denen sie fundiert sind.

Beim Abschluß des Kapitels kommt Bornhausen nochmals zurück auf die Sprache der Offenbarung und den Umfang des Wortes Gottes. Eine herrliche Glaubensgewißheit weht in diesen Sätzen. „Überall, wo Leben überhaupt in seiner ursprünglichen Kraft quillt und endlos sich regt und wirkt, ist Offenbarung des lebendigen Gottes" (214). Daß deutscher Glaube, der die Schrecken des Weltkriegs und die Nöte der Nachkriegszeit in seinen Tiefen durchkämpft hat, sich zu solcher Höhe wieder emporringen konnte, ist zum mindesten beachtlich.

4

Der Abschnitt des Buches, in welchem die Offenbarung durch Handeln dargestellt wird, ist auffallend kürzer. Daß Religion vorwiegend ein praktisches Verhalten ist, steht seit Kant und Schleiermacher fest. Doch muß Praxis in seinem ursprünglichen, weiten Sinne genommen werden. Praxis ist nicht nur die wortlose Tat des barmherzigen Samariters, sondern auch Poiesis im Sinne Platos: ein Handeln Gottes in der Sprache, womit zugleich ein aktives Eingreifen Gottes in die Schicksale der Völker gegeben ist.

Das ist eine sehr wertvolle und fruchtbare Vertiefung und Erweiterung der praktischen Tendenz der Religion, die nun wieder hinüberführt zur Geschichtsphilosophie. In packenden Sätzen gibt Bornhausen eine Schilderung der Spuren göttlicher Offenbarung in der deutschen Geschichte und von dem Verhalten der deutschen Seele zu dieser Offenbarung, womit der Abschnitt beschließt. Und dennoch glauben wir, etwas zu vermissen. Wir meinen die Offenbarung Gottes im Gewissen und in den letzten ethischen Imperativen, in denen der Mensch von jeher die Spuren göttlicher Weisheit und Heiligkeit erkannt hat. Bildet die Besinnung auf eine derartige, sich zuletzt zu einer Kulturethik erweiternden Einstellung — wie sie etwa in den Anfängen Schleiermacher zu geben versucht hat — doch auch die Grundlage jeder Geschichtsphilosophie. Ich hätte im Hinblick auf das praktische Verhalten des Frommen diese seine im engeren Sinne ethische Richtung dem erweiterten Verständnis der Praxis vorangestellt.

5

„Offenbarung als Kunst" ist die dritte Stufe der Offenbarung, die Bornhausen im letzten Abschnitt seines Buchs mit tiefster Hingabe und letzter Innerlichkeit vorgestellt hat. Nur von einem, der selbst vom höchsten Künstlertum erfüllt ist, konnten diese Sätze geschrieben werden. Man folgt mit wachsender Spannung der Ausführung, die sich zuerst der darstellenden Kunst, der Malerei eines Rembrandt und der neuzeitlichen: Uhde, Gebhardt, Thoma und Steinhausen zuwendet und dann den Tönen großer Musik als einer „unmittelbaren Seelensprache, die uns Offenbarung gibt" sich hingibt. Mit einer Feinfühligkeit ohnegleichen lauscht der Verfasser den aus metaphysischen Tiefen der Seele aufquellenden Tönen deutscher Musik. Man könnte sie ein Gegenstück zu Hermann Nohls feinsinnigem Buch „Stil und Weltanschauung" nennen, wo auch der Verkettung von Kunst und Weltanschauung nachgegangen wird. Bach, Mozart, Mendelssohn, Schubert, Schumann, Wagner, Brahms und Reger schreiten an uns vorüber. Wie sich jedem von ihnen in der Sprache der Töne Gott offenbart hat, dem Einen in der Freiheit evangelischen Glaubens, Anderen in katholischer Gebundenheit, das wird unübertrefflich dargestellt.

Man legt das Buch nur mit tiefer Ergriffenheit aus der Hand, weil es Zeugnis ablegt von persönlicher, großer Gottesoffenbarung, von tiefen Kämpfen und deren Überwindung aus Gott. Es ist von einem Gotteskämpfer geschrieben, der obgesiegt hat wie Jakob in der Nacht. Daß es dabei auch auf Widerspruch, auf vielleicht großen Widerspruch stoßen wird, liegt in der Natur der Sache. Denn Offenbarung ist und bleibt trotz alles Ringens um Normativität etwas ganz Individuelles, Allerpersönlichstes. Hinzu tritt die heute viel umstrittene, den geschichtsphilosophischen Ansichten dieses Buches zu Grunde liegende Position: daß Christentum und deutscher Idealismus auf einer gegensatzlosen Entwicklungslinie liegen. Wie jener Widerspruch aber auch laut werde, wie das Verhältnis zu dieser Position auch sei: Niemand wird die Lektüre dieses Buches beschließen, ohne zu reicher wissenschaftlicher Förderung angeregt zu sein, ohne selbst neue Kraft und Mut fürs Leben davonzutragen.

Hamdorf (Kr. Rendsburg) Werner Schultz

*) Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme, 1922, S. 79 ff. 82 ff.

Das Unsägliche und die Sprache

Eine Studie über Marcel Proust, James Joyce und Paula Schlier

Wie nicht vorhanden, was unsagbar war, worum bloß Fachausdrücke zirkelten, woraus nur ungeformte Laute drangen, Schreie und Seufzer, lag es unterhalb der belichteten Welt, das Gegenstandsgebiet einiger zweifelhaften Wissenschaften; denn was wußten wir vom Traum, vom Trieb, von all dem Trüben, aus dem das Denken ins Taageslicht stammte, zu dem es heraufklomm?

Als dann eine ungeduldige Forschung um die Jahrhundertwende das interessant gewordene „Unterbewußtsein" aufriß, fand sie viel zu viel Krankes darin zu operieren, als daß sie reine Anschauung und reinliche Wiedergabe dieser Welt hätte versuchen können; heute aber sind die Geduldigeren zu Worte gekommen; mögen auch sie Flüchtlinge sein, die nicht imstande waren, die Oberen zu rühren, und nun den Acheron in seinen Grundfesten aufwühlen oder vielleicht an weiter süßer elysischer Flut sich sättigen wollen; Reisende sind es uns erst, lassen wir sie ausbreiten, was ihre Sprache an Schätzen von jenen Fahrten mitgebracht hat.

1

Marcel Proust hat der Suche nach der verlorenen Zeit, nach der Vergangenheit, der Jagd nach der ewigen Vorzeit ein Leben gewidmet, auf den tausenden von Seiten seines Werkes „A la recherche du temps perdu" davon berichtet. Das Unterfangen hat ihn, wie er meint, zum Erfolg geführt, er betitelt den letzten Band „Le temps retrouvé" [1]) und erzählt darin, welch bescheidenes Erlebnis ihm zum Schlüssel wurde, der die verschlossenen Paradiese zu öffnen schien:

Während ich diese traurigen Gedanken wälzte, war ich eben in den Hof des Hauses Guermantes eingetreten und hatte in meiner Zerstreuung einen Wagen nicht bemerkt, der vorfuhr; beim Rufe des Fahrers blieb mir gerade noch die Zeit, heftig zur Seite zu wenden, und ich bekam Schwung genug, um unfreiwillig über das recht schlecht eingeebnete Pflaster zu stolpern, das den Raum vor der Wagenremise bedeckte; in dem Augenblick aber, da ich, energisch mich aufrichtend meinen Fuß auf einen Pflasterstein setzte, der etwas weniger herausragte als der vorhergehende, schwand alle meine Entmutigung vor demselben Glücksgefühl, das in verschie-

[1]) Im Folgenden wiederholt nach dem Erstdruck in der Nouvelle Revue Francaise 1927 und daher ohne Seitenangabe zitiert. Das Gesamtwerk ist inzwischen im Verlag der Revue erschienen; die ersten beiden Bände auch schon in deutscher Sprache im Verlag Die Schmiede, Berlin; viel besser übersetzt als man nach mancher Kritik glauben und überhaupt für möglich halten sollte, wenn man das Original kennt. — Vgl. unten Sp. 149.

denen Epochen meines Lebens der Anblick der Bäume mir gegeben hatte, die ich auf einer Wagenfahrt in der Umgegend von Balbec wiederzuerkennen glaubte, der Anblick der Kirchtürme von Martinville, der Geschmack eines vom Tee getränkten „Madeleine"-Gebäckes und so viele andere Empfindungen, von denen ich gesprochen habe, welche mir die letzten Werke von Vinteuil zu vereinigen schienen. So wie in jenem Augenblick, da ich nach Jahren zum ersten Mal wieder eine Madeleine kostete, war jede Unruhe über die Zukunft, jeder intellektuelle Zweifel zerstreut. Der mich eben hinsichtlich der Wirklichkeit meiner literarischen Begabung befiel, ja sogar hinsichtlich der Wirklichkeit der Literatur selbst, fand sich behoben wie durch Verzauberung.

Der Dichter beschließt, das Erlebnis zu deuten und gelangt durch angestrengtes Nachdenken zu der Überzeugung, der Augenblick, in welchem die unantastbare Fernwelt der Erinnerung durch einen dem einstigen analogen Eindruck der Sinne in die Gegenwart hineingezaubert und über alle ihre Bilder hinweg gebreitet werde, sei das eigentliche Urphänomen höchsten dichterischen, künstlerischen, ja schlechthin menschlichen Erlebens. Das bloße Gedenken (memoire) sei kein Erlebnis; alle bloß vorgestellte Seligkeit des Einst tröste über die bittere Leere des Hier und Heute nicht hinweg; erst die leibhaftige Berührung mit der Vorzeit, wie sie uns der Zauber des „ewigen Augenblicks" vergönnt, verdiene wahrhaft den Namen Erinnerung (souvenir), Entinnerung: Äußeres, Greifbares, dargeboten aus einer Welt, die nun allen Glanz, den die Sehnsucht um sie legte, an den Sehenden verschwendet.

Dicht wird hier am Erkennen der Inkarnationswirklichkeit vorbei gestreift, und wenig fehlt, daß die idealistische Konzeption des Erlebnisses überwunden worden wäre. Das bloße Meinen des Höchsten jedenfalls ist als unzulänglich durchschaut; kein kühnster Flug der Gedanken trägt über die Schwelle allzu irdischer Wirklichkeit hinaus; und nur die leibhaftige Gegenwart des Paradiesischen hat erlösende Bedeutung: Repräsentieren hier nicht verschiedene Erlebnisse ein Einiges? Ist nicht der Schritt von jenem zweifelhaften Dasselbe-meinen zu heiter gewisser Gleichbedeutung getan? Ja, ist nicht gar die christliche Kategorie der Wiederholung gewonnen, deren endgültiges Erfülltsein wirklich mit der Heimkehr ins Paradies und dem Anbruch des ewigen Lebens auf einer neuen Erde zusammenfällt? (Kierkegaard.)

Aber ach nein, dieser Schein trügt, und nicht die Befreiung von der Vergangenheit, sondern gerade die Verewigung ihrer grausamen Herrschaft, nicht die Konvergenz zur einigen Wahrheit, sondern die Konzentration ins isolierteste Selbst-sein und Nicht-durch-sich-hindurch-sehen, nicht die Inkarnation des Höchsten, sondern das Verhaftetsein selbst der Illusionen in Raum und Zeit wird von Proust's unendlich ehrlicher Beschreibung seiner Welt zu Tage gefördert! Die Vergangenheit ist für Proust eine Vorzeit, seine Kindheit, wo er im mütterlichen Arm geborgen ruhte, wo ihn die Landschaft aufnahm und das Haus ihn hütete und selige Einsamkeit seiner Träume noch kaum und höchstens vorübergehend durch Zusammenstöße mit der Welt der Gegenstände widerlegt und enttäuscht wurde. Dann aber folgte die Gegenwart und wurde jedesmal von Neuem feindlich empfunden, weil so ganz anders als das innere Bild, daß es oft nicht einmal gelang, dessen Einmaligkeit mit der Selbigkeit der Dinge oder gar der Personen zu versöhnen, die wiederholt den Gesichtskreis erfüllten.

Das vergebliche Bemühen, die Welt als Eine aufzufassen, die Unfähigkeit, Personen zu begegnen, und der fatale Zwang sich von jeder Realität enttäuscht zu finden, mag durch die folgenden Proben gekennzeichnet werden:

Ich nahm mir vor, in den nächsten zwei oder drei Tagen sein Atelier aufzusuchen; aber schon den Abend darauf, als ich meine Großmutter ans Ende des Strandes zu den Klippen von Canapville begleitet hatte, kreuzten wir auf dem Rückwege an der Ecke einer der kleinen Straßen, die senkrecht in die Promenade einmünden, ein junges Mädchen, welches, den Kopf gesenkt wie ein Tier, das man wider seinen Willen in den Stall zurücktreibt, und Golfgeräte tragend vor einer würdigen Person her lief, wahrscheinlich „seiner Engländerin" oder der unter seinen Freundinnen, die Hogarth's Porträt von „Jeffries" glich, mit rotem Teint, als wäre ihr Lieblingsgetränk eher der Gin als der Tee und mit einem schwarzen Endchen Kautabak an den Spitzen ihres ansehnlichen grauen Schnurbarts. Das Mädchen, das vor ihr herging, glich jenem unter der kleinen Schar, das unter einer schwarzen Polomütze in einem unbeweglichen und vollen Gesicht die lachenden Augen hatte. Nun trug auch jene, die in diesem Augenblick heimkehrte, eine schwarze Polomütze, aber sie schien mir doch noch hübscher als die andere; gerader war bis zur Wurzel die Linie ihrer Nase, weiter und voller deren Flügel. Ferner war die Andere mir wie eine stolze bleiche Jungfrau erschienen, diese wie ein folgsames rosiges Kind. Da sie immerhin ein gleichartiges Fahrrad vor sich herschob und dieselben rennтierledernen Handschuhe trug, schloß ich, daß die Unterschiede vielleicht in der Art meines Blickpunktes und der übrigen Umstände begründet seien; denn es war wenig wahrscheinlich, daß es in Balbec ein zweites junges Mädchen gab von trotz allem so ähnlichen Zügen und in ihren Besonderheiten gleichartiger Ausrüstung. Es warf in meiner Richtung einen fragenden Blick; die folgenden Tage, als ich die kleine Schar auf der Strandpromenade wiedersah, und sogar später, als ich alle die jungen Mädchen, die dazugehörten, kannte, hatte ich doch niemals die absolute Gewißheit, daß irgendeines von ihnen — auch jenes, das von Allen am ähnlichsten aussah, das Mädchen mit dem Fahrrad — das war, welches ich an jenem Abend am Ende der Promenade an der Straßenecke gesehen hatte, das junge Mädchen, das kaum und das doch ein wenig unterschieden war von jenem, welches ich im Zuge der anderen bemerkt hatte. (**A l'ombre des jeune filles en fleurs**, Seite 118.)

Ich liebte keine von ihnen, indem ich sie alle liebte, und doch war ihre mögliche Begegnung meinen Tagen das einzige entzückende Element, ließ allein solche Hoffnungen in mir entstehen, um derentwillen man alle Widerstände überwinden möchte, Hoffnungen, die oft von wütender Verzweiflung gefolgt waren, wenn ich keine zu Gesicht bekommen hatte. Damals verdunkelten mir diese jungen Mädchen meine Großmutter; eine Abreise würde mir sogleich gelächelt haben, wäre sie erfolgt, um dorthin zu gelangen, wo jene sich finden müßten. In ihnen hatten meine Gedanken aufs angenehmste sich verfangen, wenn ich an etwas Anderes oder gar nichts zu denken glaubte. Und doch dachte ich eben an sie, auch wenn ich es nicht wußte, ganz ahnungslos; sie, das war für mich dasselbe wie die hügelig blauen Wellenbewegungen des Meeres, das Profil einer dahinziehenden Schar mit der See als Hintergrund; es war das Meer, das ich wiederzufinden hoffte, wenn ich in einige Ortschaften ginge, wo sie sein würden. Die ausschließlichste Liebe zu einer Person ist immer die Liebe zu etwas Anderem. (Ebenda S. 121 f.)

Als einige Jahre später der Dichter jenes Mädchen wiederfindet, in dem er, wie man seiner in „Le temps retrouvé" wiederholten Versicherung wohl glauben muß, das Meer geliebt hatte, spricht nichts mehr in ihm zu ihr oder auch nur zu jenem Bilde von ihr, das in ihm lebte. Die Ereignisse entwickeln sich aber an der entscheidenden Stelle, wie folgt:

Was nun jenes Vergnügen anlangt, das mich von solcher Träumerei befreit hätte, indem es mein Begehren stillte, und das ich eben so gern bei irgendeiner anderen hübschen Frau gesucht haben würde; hätte man mich seinethalben gefragt, worauf ich — im Laufe eines unendlichen Geplauders, worin Albertine die einzige Sache, an die ich dauernd dachte, verschwiegen blieb — meine optimistische Vermutung hinsichtlich ihres Entgegenkommens begründete, so hätte ich wahrscheinlich geantwortet, diese Hypothese entstamme (während die vergessenen Züge der Stimme Albertines für mich den Umriß ihrer Persönlichkeit wieder aufzeichneten) dem Auftauchen bestimmter Worte, die nicht zu ihrem Wörterschatz gehört hatten, wenigstens nicht in dem Sinne, den sie ihnen neuerdings gab. (**Le coté de Guermantes** 2, S. 44.)

Gerade Albertines heimisches Milieu schien mir „distingué" nicht liefern zu können in dem Sinne, in dem es mein Vater auf einen seiner Kollegen anwenden würde, den er noch nicht kannte und dessen großen Verstand man ihm gerühmt hatte: „**il paraît que c'est quelqu'un de tout à fait distingué**".[2]) „Sélection", sogar auf das Golfspiel angewendet, erschien mir so unverträglich mit Albertines Familie, wie es in Begleitung des Adjektivs „naturel" mit einem mehrere Jahrhunderte vor Darwin geschriebenen Text wäre. „Laps de temps" schien mir von noch günstigerer Bedeutung. Endlich erschienen mir Umwälzungen, die ich nicht kannte, die aber zu den kühnsten Hoffnungen für mich berechtigten, evident, als Albertine mir mit der Befriedigung einer Person, deren Meinung nicht gleichgültig ist, sagte: „**C'est, à mon sens, ce qui pouvait arriver de mieux.... J'estime que c'est la meilleure solution, la solution élégante**[3])." Das war so neu, so sichtlich eine Anschwem-

[2]) „Es scheint ja wohl, er ist ganz exzellent".

[3]) „Von mir aus konnte es gar nicht besser kommen. Mich dünkt, das ist die beste Lösung, die passende Lösung."

mung, die solch gewagte Seitensprünge durch einst ihr unbekannte Gebiete vermuten ließ, daß bei den Worten „à mon sens“ ich Albertine an mich zog und bei „j'estime“ ich sie auf mein Lager niedersetzte. (Ebenda 2, S. 45.)

Die letzten Anwendungen der photographischen Kunst — die zu Füßen einer Kathedrale alle Häuser ducken, welche uns oft aus der Nähe gesehen fast ebenso hoch schienen wie die Türme selbst, die dieselben Monumente sukzessive manövrieren lassen wie ein Regiment: in einer Reihe, ausgeschwärmt, massiert; die jene eben noch voneinander entfernten Säulen der Piazetta einander naherücken, um dafür die nächstgelegene Kirche Salute zu entfernen, und unter einem Brückenbogen, in einem Fensterausblick oder zwischen den Blättern eines kräftiger getönten Baumes im Vordergrund hindurch, einen bleichen und formlosen Hintergrund zu einem ungeheuren Horizont zu weiten verstehen; die nacheinander derselben Kirche die Arkaden aller anderen zum Rahmen geben — nur diese sehe ich als ebenso mächtig an wie den Kuß, nämlich das, was wir für ein Ding begrenzten Anblicks halten, als die hundert anderen Dinge zu machen, die es ebenso gut ist, weil jedes davon mit Bezug auf eine nicht minder rechtmäßige Perspektive. Kurz, so wie in Balbec Albertine mir oft verschieden erschienen war, so hatte ich jetzt in wunderbarer Beschleunigung des Wandels der Perspektive und der Beleuchtung, die uns jede Person in unseren verschiedenen Begegnungen mit ihr bietet, sie alle in wenigen Sekunden festhalten wollen, um experimentell das Phänomen wieder zu schaffen, welches die Individualität eines Wesens vermannigfaltigt, und alle die Möglichkeiten, die es einschließt, eine aus der anderen ziehen wollen wie aus einem Etui, so daß ich auf dem kurzen Wege meiner Lippen zu ihrer Wange zehn Albertinen sah; daß dieses eine junge Mädchen wie eine Göttin mit mehreren Häuptern war, immer jenes, das ich zuletzt gesehen, beim Versuch der Annäherung wieder einer Anderen Platz machte. Wenigstens solang ich dieses Haupt nicht berührt hatte, sah ich sie so, und ein leichter Duft kam von ihr her zu mir. Aber o weh — denn für das Küssen sind unsere Nasenflügel und unsere Augen so schlecht angeordnet wie unsere Lippen unpassend beschaffen — plötzlich hörten meine Augen auf zu sehen, meine zusammengedrückte Nase nahm keinen Geruch mehr wahr, und darum ohne den Duft der ersehnten Rose weiter zu verspüren, merkte ich an eben diesen ärgerlichen Zeichen, daß ich endlich im Begriff war, die Wange Albertinens zu küssen. (Ebenda 2, S. 53 f. Die ganze Stelle, aber charakteristischerweise ohne den desillusionierenden Schluß französisch bei E. R. Curtius, Französischer Geist im neuen Europa. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt — und dann am Schlusse des Proust-Essays dort die Worte von der „ewigkeitshaltigen Harmonie“ und der Kunst, die „vor Leben und Tod besteht“!)

Das Erschreckliche, was hier geschehen ist, läßt sich dank den Erkenntnissen von Melchior Palágyi und Ludwig Klages recht deutlich beschreiben: hier spricht ein Mensch, dessen empfindendes Erleben zu Gunsten des schauenden zurückgebildet, ja völlig verkümmert ist. Unser Schauen führt uns in allen fünf Sinnesarten qualitativ unterschiedene Bildlichkeit zu, unser Empfinden mit allen fünf Sinnen quantitativ abgestufte (an der Intensität ihres Druckes auf unsere Leibesorgane meßbare) Körperlichkeit; das schauende Erleben für sich kennt keine Stellen im Raum und keine Zeitpunkte; — im Traum, in der Ekstase durcheilen wir Aonen, durchdringen wir das Dichte, vertauschen wir die Gestalten — und müssen kein Wesen mit dem anderen identifizieren (wiewohl wir wiedererkennen, aber unverantwortlich). In der körperlichen Welt, wo weniger hart im Raume sich die Sachen stoßen als vielmehr zart oder heftig die Leiber sich berühren, hat jedes Bild seinen einen bestimmten Platz, den es nun und weder nach- noch vorher einnimmt. Erst hier ergibt sich die Möglichkeit, zu finden, zu scheiden und zu entscheiden, weil erst hier empfunden, abgelöst und wiedergefunden wird. (Entscheiden aber heißt: sich als den wiederfinden, der man eben war, und nicht auch als jene Unzähligen, die man zwischendurch in der Phantasie sein zu können schien, aber, wie man nun merkt, freilich niemals leibhaftig sein konnte.)

Proust flieht die Entscheidung, flucht dem Handeln, flüchtet vor der körperlichen Wirklichkeit: Seine restlos ehrliche und rücksichtslose Kritik der französischen Kriegsideologie — legt er einem durch und durch perversen Hocharistokraten und Verwandten des Habsburgerhauses in den Mund; von dessen Homosexualität spricht er zwar als von einem „Laster“ (vice) — aber nie ohne hinzuzufügen, er brauche dieses Wort nur, weil es nun einmal für solche Abnormitäten üblich sei. (Sodome et Gomorrhe, S. 265 und S. 270.) Verkennend, daß Schreiben nur Würde besitzt, wo es Handeln, Sprache nur, wo sie Ansprache ist, beurteilt er die — gewiß zweifelhaften — Tatversuche seiner Kollegen nur unter dem folgenden Gesichtspunkt:

Jedes Ereignis, sei es die Affäre Dreyfus, sei es der Krieg, hatte den Schriftstellern neue Entschuldigungsgründe verschaffen müssen; da wollten sie nun den Triumph des Rechtes gewiß machen, die sittliche Einigkeit der Nation wiederherstellen und hatten keine Zeit mehr an die Literatur zu denken. Aber das war freilich bloß eine Ausrede, weil sie kein Genie hatten oder keines mehr.

(Ihn selbst lenkte der Krieg allerdings nicht von der Literatur ab, sondern umgab ihn nur mit einem neuen passionierenden Medium, durch das hindurch er seine Bilderchen sah: „Wie man liebte in Gott, so lebe ich im Krieg“ sind seine damaligen Worte, welche der Biograph Leon Pierre-Quint [Marcel Proust, La Vie, Son Oeuvre, S. 103 f.] die schönsten ihm bekannten über den Weltkrieg zu nennen wagt.)

Und die Flucht vor der Körperwelt, symbolisiert in dem Bilde dieses lebenslänglichen Asthmatikers, der sich im geschlossenen Wagen durch blühende Kastanienalleen fahren läßt, um ihr Bild wahrzunehmen, ohne von den Stäubchen, die herüberwehen, berührt werden zu können, ist geradezu klassisch formuliert in den Worten:

Ausgegangen werden mußte davon, daß ich einen Körper besaß, also in jedem Augenblick von einer doppelten — äußeren nämlich und inneren — Gefahr bedroht war. Die Unterscheidung aber mache ich nur dem Sprachgebrauch zu Liebe, da die innere Gefahr, etwa einer Gehirnlähmung, natürlich auch eine äußere weil körperliche ist. Und einen Körper zu haben, das ist die große Bedrohung für den Geist.

Nun trügt uns freilich nicht länger der Schein von Leibhaftigkeit in jenem „Urerlebnisse“, und wir verstehen zugleich, warum es uns so kläglich anmutete: weil der Titanenkampf des Idealismus hier aufgegeben war, weil ein kümmerliches Bißchen Sinneseindruck bestätigen sollte, daß jenes Paradies wirklich gewesen sei — welches doch nie wirklich ist, sondern immer nur ein Traum mit physiologischen Begleiterscheinungen! Und daß eben jene Verifikation der Träume durch solche Begleiterscheinungen eine Perversion ist, eine Entartung des reinen Erinnerns, Hervortreten gewissermaßen von tauben und toten Stellen der Seele, die in abgestorbenen Gliedern, Wucherungen und Wundflächen eines kranken Leibes ihr Gegenstück haben — das ist der Grund jenes heimlichen Ekels, der, schon im ersten Eindruck mitschwingend, später oft und oft von der Bewunderung für ein subtilstes Künstlertum übertönt, schließlich doch den gesundsinnigen Leser Marcel Prousts mit geradezu unwiderstehlicher Gewalt befällt und die Lektüre, welche vorübergehend beinahe genußreich war, zur unerträglichen Qual macht — vor allem freilich für einen deutschen Leser.

Denn, der das ist, kennt die wirkliche Dichtung der Erinnerung, welche deren Herrlichkeiten nicht für das Linsengericht aktueller Nachprüfbarkeit verkauft hat, kennt die Dichtung Jean Pauls:

Nicht! — sagt' er und hielt die Wegziehende lang an den Fingerspitzen. Es schmerzte ihn so sehr, da er die auf diese stille Gestalt getriebenen Leiden ansah, daß diese weißen Schwingen der Unschuld sich an seinen Klippen und Berghörnern voll Blut geschlagen. Er zog sie wieder an sich, eh er sie und sein Heil entließ. Er sah ihr nach, wie sie langsam an dem sonnigen Berg, unter den Zweigen sich trocknend, hinunterschlich und gesenkt lauter heitere, blühende Wege des Vormittags ging. Er schauete aber nicht nach, da ihr Wagen über den fröhlichen Wald wegrollte; er stand am Morgenfenster und sah seine Kindheitsberge zittern, weil er seine Augen zu trocknen vergaß. (Aus „Titan“.)

Der das geschrieben hat, brauchte keine Besuche in Flätz, um zu konstatieren, wie der Feldprediger Schmelzle den Regenschirm trägt und keine Autopsie von Isola Bella, um davon phantasieren zu können. Und so blieben dann freilich auch die Menschen Personen für ihn, und es ging ihm nicht wie seinem nachgeborenen Kollegen, der

immer nur ein Hic et nunc-Bildchen seiner privaten Merkwelt lieben konnte (vgl. oben Sp. 115), von seinen Beziehungen zu den Menschen aber bekannt hat:

Aussi le charme apparent, copiable, des êtres m'échappait parce que je n'avais plus la faculté de m'arrêter à lui, comme le chirurgien qui, sous le poli d'un ventre de femme, verrait le mal interne qui le ronge. J'avais beau diner en ville, je ne voyais pas les convivesi, parce que quand je croyais les regarder je les radiographiais[4]).

Zu schwer zum Übersetzen, diese Schmähung der offenbaren Miene, daß sie kopierbar sei, bloße Maske, die dem — selbstverständlich kranken und gar nicht „charmanten" — Wesen widerspreche, dieses Bekenntnis, daß dem unermüdlichen Betrachter vor lauter Sezieren die Sehkraft abhanden kam. Und doch schreibt er im selben Bande wenig später:

que plutôt que les conversations intellectuelles que les gens du monde croient utiles aux écrivains, de légères amours avec ces jeunes filles en fleurs seraient un aliment choisi que je pourrais à la rigueur permettre à mon imagination semblable au cheval fameux qu'on ne nourrissait que de roses![5]) (Was dann auch praktiziert wird.)

Denn aus Jean Pauls melancholischen Tröstungen in dem „einzigen Paradies, aus dem uns Niemand vertreiben kann" — Erinnerung — wurde inzwischen diese trostlose Melancholie einer Nachforschung nach verschwundenen Sinneseindrücken. Interessenten aber für dieses Thema mögen sich von den Einzelheiten durch das Original, im Fall geringerer Muße daraus durch Pierre-Quint oder darüber durch Curtius informieren lassen.

Berlin Karl Thieme

Christus auf der Landstraße

Der Christus der indischen Landstraße. Jesu Nachfolge in Indien. Von E. Stanley Jones. Deutsche Ausgabe von Paul Gäbler. 1.—3. Auflage. Berlin, Furche-Verlag 1928. 176 S. 4.60, geb. 5.40 M.

Mayibuye i Afrika! Kehre wieder, Afrika! Erlauschtes und Erschautes aus Südwest, Süd- und Ostafrika. Von Ludwig Weichert. 1.—3. Tsd. Berlin, Heimatdienst-Verlag 1928. Mit prachtvollem photographischem Bildschmuck. 276 S. 7, geb. 8 M.

Auflehnung und Opfer. Lebenskampf eines modernen Japaners. Von Toyohiko Kagawa. Übersetzung aus dem Japanischen. Stuttgart, D. Gundert Verlag 1929. Mit Originalzeichnungen japanischer Künstler. 368 S. 9 M.

1

Ein herrliches Buch: Man weiß nicht, wo man anfangen soll, um es zu rezensieren. Es ist der Niederschlag einer Lebenserfahrung, tief und schlicht, und von einem Meister des Wortes aufgeschrieben. Dr. Jones versteht zu erzählen. Er entwickelt nicht ein Gedankensystem, indem er aus Grundsätzen Schlüsse zieht und seine Ansichten geordnet entfaltet, um sie hinterher mit Erlebnissen zu „belegen". Er geht umgekehrt vor. Er erzählt mit einfachen Worten, wie es ihm ergangen ist, seit er als Missionar nach Indien auszog. Lauter Anschauung — Gespräche, Debatten, Briefe, Begegnungen aller Art — breitet er vor dem Leser aus. Und wie von selbst erwächst daraus die Einsicht in prinzipielle Hintergründe, wandelt sich das Urteil über Indien, über die Mission, über die rechte Art, Evangelium zu predigen, ja über Christus selbst. Man fühlt mehr hindurch, als was einem an offenbarem Sinne aus jeder Szene und jedem Satze zufällt. Darum ist es so schwer, etwas über das Buch zu sagen. Man kann bloß ein schwaches Echo wiedergeben, nicht den ursprünglichen Ton in Worte fassen.

[4]) „So entging mir auch der ins Auge fallende, der kopierbare Reiz der Wesen, weil ich nicht mehr die Fähigkeit besaß, bei ihm einzuhalten, wie der Chirurg, der unter dem Glanz eines Frauenleibes das innere Übel sähe, das ihn zerfrißt. Ich hatte gut in der Stadt dinieren, ich sah die Gäste nicht, denn wenn ich sie anzublicken glaubte, durchleuchtete ich sie."

[5]) „Daß mehr als die geistvollen Gespräche, die Weltleute für Schriftsteller nützlich halten, leichte Flirts mit jungen Mädchen ein wohlgewähltes Nährmittel wären, das ich schließlich meiner Phantasie gestatten könnte, gleich jenem berühmtem Pferd, das man nur mit Rosen fütterte."

Trotzdem seien ein paar Gesichtspunkte genannt, unter denen das Buch unsere Aufmerksamkeit verdient. Amerikanischer Wille zum Tatsächlichen, jene Nüchternheit, die nichts gelten läßt, wozu nicht Erfahrung den Grund legt, zeigt sich hier von der besten Seite: in der Vermählung mit einem Enthusiasmus, der uns deutschen Theoretikern ebenso oft abgeht wie jener Sinn für faßliche Wirklichkeit. Gewiß spürt unsereiner hierin die Grenzen des Buches. Der spezifische Hintergrund von pietistischer Erweckungsbewegung, methodistischer Erlebnisfrömmigkeit, amerikanischer Tatkraft, interdenominationeller Gesinnung, Altersweisheit ist unverkennbar. Aber was besagt das?

Nicht mehr und nicht weniger, als daß der geistlich lebendige Mensch durch jede dieser Formen hindurch auf die Sache zu stoßen vermag, so gut wie irgendein anderer, der von ganz anderen Voraussetzungen herkommt, die er nicht verleugnen kann und nicht zu verleugnen braucht. Deshalb hat der deutsche Übersetzer in seinem wohltuenden Geleitwort mit Recht dieses Buch den deutschen Lesern als Lehrmeister der Besinnung und Belehrung empfohlen. Er denkt dabei vor allem an Evangelisation und Mission. Evangelisation bei uns daheim, Mission draußen in Indien, beide sollten auf E. Stanley Jones hören.

Was können sie von ihm lernen? Unser Christentum daheim sollte an diesem Buch eine Erfahrung machen, die Friedrich Naumann einmal in das Wort gekleidet hat: „Die Mission nützt dem Glauben der Christen in Europa vielleicht zur Zeit noch mehr, als dem Glauben der Heiden in Afrika und Indien."

Es ist vor allem Zweierlei, was wir von der Mission rückwirkend empfangen: eine Vereinfachung, sowie eine Belebung unserer Beziehungen zum Evangelium. Vereinfachend wirkt die Erkenntnis, daß viel, viel von dem, was uns im Abendland wichtig erscheint, gleich einem überflüssigen Gewand, wenn nicht wie eitler Flitter von dem Bilde Jesu abfällt, sobald der Osten zu fragen beginnt. Belebend wirkt die Einsicht in die wenigen, einfachen, tiefen und klaren Züge des Evangeliums, von denen die große Wandlung in dem Einzelnen und in den Völkern auszugehen pflegt. Der Jesus der Erfahrung ist es, der die „Wiedergeburt" wirkt, und der auf tausend Wegen (auf „Umwegen" wie auf „geradem Wege") zu den Menschen kommt, der vor allem entscheidend hinauswill auf Eines: Herzen zu erobern, deshalb auch eine „Massenbewegung in den Herzen der Inder" hervorruft.

Ich kann mir nicht denken, daß ein europäischer Christ die hier gesammelten „Zeugnisse" ohne Ergriffenheit liest, und ohne daß sich innerlich der Wunsch regt, in die große Wolke der Zeugen hineingezogen zu werden. Man sollte ja „nicht Gottes Anwalt, sondern sein Zeuge" sein (S. 122). Eines jener apodiktisch treffenden Losungsworte, die das Buch in jedem Kapitel zu Dutzenden ausgibt, ohne davon besonderes Aufheben zu machen!

Vor allem unseren Geistlichen, Lehrern, Erziehern aller Art sei das Werk empfohlen. Es lohnt sich, immer neue Betrachtungen darüber anzustellen. So würden z. B. wichtige Fragen und Stoffe der religiösen Unterweisung (wie Gebetserziehung, Lehre und Leben, Bekehrung und Heiligung, Persönlichkeit und Masse, Glaube und Volkstum u. a.) aus den Aufzeichnungen von Jones neue Beleuchtung und besseres Verständnis erfahren.

Vor allem aber die Mission! In dieser Richtung liegt die eigentliche Durchschlagskraft des Buches. Darauf gehen auch — mit Recht — die meisten bisher erschienenen Besprechungen vorwiegend ein. Die missionarische Bedeutung von E. Stanley Jones läßt sich etwa folgendermaßen erfassen.

Früher hatte der Abendländer den Anderen gegenüber einen „Superioritäts-Komplex": er fühlte sich überlegen, als Besitzer und Botschafter einer religiösen Überlieferung,

die ihn zum handelnden Subjekt an Missions-Objekten machte.

Dann kam der große Umschwung, die Einsicht in die Unmöglichkeit einer so glatten und einseitigen Auflösung der Spannungen zwischen Ost und West. Es bildete sich, indem das Pendel nach der Gegenseite ausschlug, mehr und mehr ein „Inferioritäts-Komplex" heraus, der heute unsere Einstellung zum Fremden weithin kennzeichnet. Der Europäer rühmt den Osten und kritisiert sich selber, oft bis zur Selbst-Verneinung.

Die Mission hat geistesgeschichtlich immer Anteil genommen an diesen Vorgängen. Als Sendungsbewußtsein gibt der missionarische Wille dem Ausgesandten das Hochgefühl, ein erwählter Botschafter zu sein. Da es sich aber um Verpflichtung an eine große, die göttliche Sache handelt und um einen Dienst, der zum Besten der „Verlorenen" geleistet werden muß, so lebt gleichzeitig im echten Missionar der dem Hochgefühl entgegenwirkende Trieb, in das Missionsland hineinzuwachsen, dem Afrikaner ein Afrikaner, dem Asiaten ein Asiate zu werden. Und die erzieherische Notwendigkeit, sich dem Zögling anzupassen, tut rein praktisch ihr Übriges, so daß ein Liebgewinnen und schließlich Hochschätzen gerade des Fremden auch allezeit in Missionskreisen heimisch geworden ist.

E. Stanley Jones ist Amerikaner genug, um vom Inferioritäts-Komplex eines abgespannten, erschöpften Europäers freizubleiben. Er ist Christ genug, um über Amerikanertum Herr zu sein und den Indern ein Inder zu werden. So löst er in seiner Person die ewige Spannung zwischen apostolischem Hochgefühl und demütiger Einfühlung in die Geistesart seiner Hörer auf. Er wirkt exemplarisch. Und gibt damit nicht bloß dem Inder, was dem Inder gebührt, sondern dem Abendländer gibt er zurück, was dem Abendländer gebührt, — sofern dieser wirklich Christ ist: das demütig-stolze Bewußtsein, ein Erbe in Verwaltung zu haben, das unabhängig von Superioritäts- und Inferioritäts-Komplexen uns stark machen kann, den Kampf des Lebens zu bestehen. Dieses Erbe ist das Evangelium vom lebendigen Christus, der erfahren werden kann als die Kraft der Neugeburt, nicht minder als in der Urgemeinde der Pfingst-Geist schöpferisch gewesen ist.

Eine Atmosphäre geistlicher Gesundheit weht einen aus diesem Buche an. Und sie ist es, die allen Erinnerungen und daran anknüpfenden Überlegungen des Verfassers einen eigentümlich werbenden, ja fesselnden Zug einprägt.

Kein Wunder, daß das Buch in der amerikanischen Originalausgabe mehr als 300 000 Abnehmer gefunden hat, daß es bereits in vierzehn Sprachen übersetzt und jetzt auf deutsch erschienen ist!

Eines kann man vielleicht am Schluß fragen: ob der Titel ganz gelungen ist. Englisch lautet er: The Christ of the Indian Road, wörtlich zu deutsch: „Der Christus der indischen Landstraße". Nun ist bei uns „Christus" derart zum Eigennamen geworden, daß — abgesehen von theologisch infizierten Kreisen — bei der Wendung „der Christus" die meisten Leser zunächst nicht an Christus, sondern an eine andere Gestalt (z. B. an Gandhi) denken werden. Gemeint aber ist Jesus Christus selbst. Und dem Sinn nach soll der Titel besagen: Jesus Christus, wie er in indischem Gewand seinen Einzug hält auf der indischen Landstraße. Der Untertitel fügt erklärend hinzu: Jesu Nachfolge in Indien. Ob allerdings der Titel besser würde, wenn man in Deutschland gesagt hätte: „Christus auf der indischen Landstraße", möchte ich dahingestellt sein lassen. Vor allem deshalb, weil der Verfasser so zum Originaltitel gekommen ist, wie die besten Buchtitel entstehen, nämlich „zufällig". Er beschreibt das im Zusammenhang von Debatten mit Indern folgendermaßen: „Ich sprach zu ihnen von meinem Meister. Inmitten der Unterhaltung gebrauchte ich den Ausdruck ‚der Christus der indischen Landstraße', und es fiel mir auf, wie sie wieder und wieder darauf zurückkamen. Er nahm von ihrem Denken Besitz. Er schien von der indischen Landstraße abgebogen und bei uns eingetreten zu sein. Und nun saß er dort in der Stille jenes indischen Zwielichtes bei uns auf dem Boden. Bei der Unterhaltung sprachen wir von den indischen Nöten. Ich redete zu ihnen nicht so, als ob Indien für mich ein fremdes Land wäre, denn es war nicht mehr der Fall. Ich bin im Abendland geboren und liebe es, aber Indien ist meine Heimat geworden; das indische Volk ist mein Volk geworden; seine Probleme sind meine Probleme; seine Zukunft ist meine Zukunft; und ich möchte seine Sünden auf mein Herz nehmen, wenn ich es zu meinem Erlöser emporheben könnte" (S. 85).

2

Das zweite Buch, das wir nennen, ist — gerade neben dem Jonesschen — typisch deutsch. Sicher eines der besten und gründlichsten Bücher in der Missionsliteratur der Nachkriegszeit. Ausgezeichnet geeignet für Missions-Studienkreise und für privates Studium! In der äußeren Ordnung setzt es glücklich fort, was seinerzeit Martin Wilde in „Schwarz und Weiß in Südafrika" bot: sorgfältige, anschauliche, zugleich grundsätzlich ausbauende Berichterstattung über eine Inspektionsreise durch die Arbeitsgebiete der Berliner Mission in Südwest-, Süd- und Ostafrika. In zwei Teilen: „Die Kolonisierung und Europäisierung Afrikas", und „Die Missionierung Afrikas", die bis ins Einzelne hinein klar durchdisponiert sind, breitet der Verfasser eine erstaunliche Fülle von Material vor dem Leser aus.

Im Buche von Jones ist kein Satz, der nicht den ganz persönlichen Ton seines Schöpfers an sich hätte. Bei Weichert tritt die Person des Autors ganz zurück hinter dem Stoff. Und wenn dieser Stoff ebenso nach der geschichtlichen wie nach der grundsätzlichen Seite hin vielfältig erwogen und jedes Urteil sorgfältig begründet wird, so bekommt das Buch dadurch jenen Wesenszug von „Gründlichkeit", den gerade Amerikaner — mit einem kleinen, leisen Lächeln — an uns zu bewundern pflegen.

Tatsächlich ist das Buch L. Weicherts praktischer als das von Jones. Man bekommt, um nur ein besonders dringliches Thema zu nennen, eine klare Vorstellung von der Aufgabe, „Kirchen" zu gründen. Man sieht, wie auf der einen Seite mit dem Missionar europäische Motive einziehen: pietistische Ideale von Herzensbekehrung und Auswahlgemeinde, aufklärerische Begeisterung für Bildung, Humanität, technischen Fortschritt, nationale Überzeugung vom Segen der pax Britannica für die Völker des Imperiums und vieles Andere. Man sieht, wie auf der anderen Seite der schwarze Bruder zunächst in gebundener Kultur lebt, wie er durch den Europäismus herausgerissen und zum Sandkorn einer Proletariermasse gemacht wird, wie in den Industriezentren und Hafenstädten „unsere" sozialen Probleme über ihn kommen, wie schließlich er selbst, der schwarze Mann, und wohlmeinende, weitsichtige, gütige und kluge Weiße gemeinsam danach streben, neu-afrikanische Gemeinschaftskultur zu erarbeiten.

Und mitten in diesem Hexenkessel: die evangelische Mission, selber ein buntscheckiges Abbild der sendenden Christenheit! Amerikanische, britische und deutsche Elemente sondert der Verfasser besonders klar voneinander ab. Ob das auch im Einzelnen da und dort vielleicht zu weit geht, — sind nicht z. B. die Schotten in vielen Stücken „deutscher" als die „Engländer"? — so ist doch darin kein Ton von Ungerechtigkeit. Höchstens fragt es sich, ob die apologetische Note in Abwehr der bekannten ungerechten Angriffe auf die deutsche Kolonialära nicht manchmal zu stark herauskommt. Aber ein Fehler ist das nicht, höchstens eine gewisse ästhetische Unebenheit im Gesamtbild eines so nüchternen und besonnenen Buches.

Die Berliner Mission ist ja wie kaum eine andere deutsche Gesellschaft dazu berufen, den echten Patriotismus in der Missionsarbeit zu pflegen. Des heimgegangenen Karl Axenfeld mannhafte vaterländische Gesinnung hat viele Freunde und begeisterte Nachfolger gefunden. L. Weichert steht nicht vereinzelt da, er pflegt ein wichtiges Erbgut seiner Gesellschaft. Wer nachliest, wie er nacheinander „die Segnungen der europäischen Kolonisation für die Eingeborenen" und dann den „Fluch" derselben darstellt, muß ihm das Zeugnis objektiver Berichterstattung ausstellen.

Es ist auch aus dem warmen „Vorwort" Diedrich Westermanns spürbar, daß es eine aus Pflichtbewußtsein und Liebe zu Afrika erwachsene Leidenschaft für den deutschen Anteil an der afrikanischen Kolonisation gibt. Ob sich diese Begeisterung in einem erneuten Kolonialprogramm Deutschlands niederschlagen muß, darf man — mindestens zur Zeit — wohl als offene Frage bezeichnen. Aber so viel steht fest: unabhängig von der politischen Gestalt unseres Verhältnisses zum schwarzen Erdteil haben wir moralisch, kulturell und religiös eine unabweisbare Pflicht gegenüber den Eingeborenen. Zum wenigsten in der Erkenntnis der ungeheueren „Verschuldung des sogenannten christlichen Abendlandes gegenüber den afrikanischen Völkerschaften" (S. 189)! Und dann auch nach der Lebensregel: „Treue um Treue", angesichts der kindlich-rührenden Anhänglichkeit zahlloser Eingeborenen an die Deutschen, die ehemals auch als Herren, jetzt immer noch als Erzieher und „Väter" sich viele Freunde gemacht haben.

Das Eindruckvollste an dem Buch ist jedenfalls seine glühende Liebe zur „Seele Afrikas". Immer wieder kommt der Verfasser auf jenes ergreifende Lied zurück, das heute die Zulus als Nationalgesang anstimmen, und mit ihnen singt ganz Afrika:

Mayibuye i Afrika — kehre wieder, Afrika!

Was der Schutzeinband plakatiert: das alte Afrika mit Sphinx, Urwald und dem Tierreichtum der „Natur" — und das neue Afrika mit Dampfschiff und Eisenbahn, Auto und Fabrikschloten, das ist als Spannung allenthalben da. Wie wird sie zu lösen sein?

Weder durch ein „Zurück" noch durch einen revolutionären Ruck „vorwärts", sondern nur durch lange hingebende Erziehung, antwortet L. Weichert. Das ist das eigentlich Charakteristische an der Missionsidee auf afrikanischem Boden: Mission ist Erziehungswerk, eine ungeheuere, vielverzweigte, erschütternde Erziehungsarbeit, die doch im Verhältnis zur Riesenaufgabe eben erst wie ein winziger Anfang, eine Saat auf Hoffnung aussieht. Schließlich geht es um die Schaffung einer volkstümlichen Christenheit, worin u. a. der — schmerzliche — Verzicht liegt, den urmissionarischen Wunsch nach Auswahl- und Mustergemeinden in seiner abstrakten Reinheit nicht durchführen zu können. Aber echte Mission lebt ja nicht davon, daß wir unsere Träume realisieren, sondern daß den Menschen geholfen werde und wir uns bereitwillig von Gott zeigen lassen, welchen Weg jeweils die Stunde fordert. Dieser Weg heißt für Afrika zweifellos: Erziehung, geduldige, mühsame, entsagungsreiche, aber auch verheißungsvolle Erziehungsarbeit! Auf die Dauer kann sie durchgeführt werden nur, wenn jene mystische Energie, die von dem „aktiven Mystiker" Jesus Christus (so Jones) herkommt, in Tausenden von Weißen und Schwarzen aufbricht als die Kraft eines neuen Lebens für die Einzelnen wie für die Völker und Rassen, die Kraft auch eines „neuen Afrika".

Das Fazit des Buches? Es gibt nur eine Antwort auf das Lied der Zulus: „Kehre wieder, Afrika!" Diese Antwort gibt die Mission. . . .

Ein neues Lebensziel für die Masse des Volkes, das seine Selbständigkeit und seine Kriegsführung verloren hat, seine alten Ordnungen und Autoritäten mehr und mehr verliert, von den Mohammedanern als dumm beschimpft, von den Europäern nur zu oft grob angefahren und geohrfeigt wird, bietet nur die christliche Mission . . . (S. 276, 161).

3

Neben das erwecklich-besinnliche Buch von Jones und das lehrreich-gründliche von Weichert stellen wir den künstlerisch packenden Roman von Kagawa. Nach Indien und Afrika nunmehr Japan! Dieses Buch ist nach Form wie nach Inhalt überraschend. Als autobiographischer Roman fesselt es mit seiner kulturvollen, seelisch tiefen und echten Epik den Leser ungeheuer. Es ist eine Spannung über dem Buch, der man sich hingibt wie dem aufwühlenden und wieder versöhnenden, dem mitreißenden und doch so tröstlichen Klange bester Musik.

Der Inhalt ist gleicherweise packend. Wilhelm Gundert-Tokio schreibt in einem einleitenden Wort „zum Verständnis" so: „Das Land der aufgehenden Sonne tritt uns in diesem Buche von einer neuen, überraschenden Seite entgegen. Wir kannten Japan als das Paradies der Kinder, das Land der Blumen und des Tees, der seidenen Kimonos und papierenen Fächer, der lächelnden Geishas und des gräßlichen Harakiri. Wir beginnen ganz allmählich, es besser zu verstehen als Kulturland mit uralter Tradition, stärkster nationaler Geschlossenheit, hochentwickeltem Formsinn, und ebenso beweglich allem Fortschritt offen wie streng an seine insulare Einstellung gebunden. Hier aber, in Toyohiko Kagawa, tritt uns ein Japaner entgegen, der fast imstande wäre, unser Bild von Japan zu zerstören. Er gibt uns Blicke in ein aufgestörtes Menschenherz, das einem wahren Hexenkessel kochender Ideen gleicht, er führt uns in Gassenwinkel und an Hintertüren, wo man entgeistert fragt: und wo ist hier japanische Kultur?"

Die „Landstraße" Japans hat verblüffende Ähnlichkeit mit der Afrikas und der Indiens und der — des Abendlandes: überall dasselbe Bild von Lust und Leid, Not und Ausschweifung, Lebensfreude und Todesschauern. Und vor allem der Kapitalismus von seiner Kehrseite, die Elend, Hunger, Verbitterung, Krankheit, Sklaverei heißt. Was Gandhi in Indien, die äthiopische Bewegung in Südafrika beschäftigt, liegt nicht sehr weit ab von dem, was den Lebenskampf Kagawas bestimmt hat. Es ist die Auseinandersetzung mit der Maschinenzivilisation, die verheerend in jede alte, gewachsene Kultur einbricht und Menschen wie Völker verdirbt. Nur ist so merkwürdig und versöhnlich an Kagawas Lebensweg, daß er die entscheidende Wendung dort nimmt, wo der Held des Romans (Kagawa selbst) sich zu Christus bekehrt. Der große Arbeiterführer des modernen Japan — ein Christ aus Herzensüberzeugung! Was liegt nicht alles in dieser einfachen Tatsache beschlossen!

Sein Buch hat im Japanischen den Titel „Jenseits der Todeslinie". Damit ist in der Tat der geistig-religiöse Standort des Verfassers am besten gekennzeichnet. „Auflehnung und Opfer" (die deutschen Titelworte) geben sehr gut die Spannung wieder, unter der schließlich Kagawa selbst sein Leben und sein Werk sehen muß. Es ist der Sache nach dasselbe Thema, das sich für uns an die Namen Tolstoi, Gandhi und weiter zurück Fox und Penn knüpft. Im Roman selbst heißt es einmal von Eiichi so: „Er hatte einen Hang zum christlichen Sozialismus, wie er z. B. von dem evangelischen Geistlichen, Schriftsteller und Arbeiterfreund Charles Kingsley vertreten worden war. Dagegen befriedigte ihn die Predigt des Evangeliums der Liebe, wie er sie in den Kirchen hörte, nicht, weil man auf die Fragen des Erwerbs, überhaupt die wirtschaftlichen Verhältnisse, keine Rücksicht nahm. Die materialistischen Grundsätze von Marx genügten ihm freilich auch nicht. Aber das Evangelium der Liebe durfte nicht von den Dingen des äußeren Lebens getrennt werden. Liebe und Fleisch und Seele sind eins. Was nach Ausdehnung in

der Zeit strebt, ist die Seele, was nach der Ausdehnung im Raum strebt, ist das Fleisch. Alle Dinge werden sinnlos, wenn sie nicht die Gestalt des Fleisches annehmen. Wenn Gott sich nicht im Fleisch offenbarte, so war er für Eiichi unverständlich. Die Menschwerdung des Logos ist das Geheimnis der Religion." (S. 224 f.)

Das Kommen Jesu Christi auf der Landstraße jedes Volkes und jeder Kultur ist eine immer neue Fleischwerdung des Logos. Fleisch aber, das heißt jetzt vor allem sozialethische Daseinsform. In sie will Er eingehen. Und für uns erwächst daraus Pflicht und Recht zur Losung des Sozialchristentums.

Kagawa ist nicht Jones und nicht Weichert, Japan nicht mit Indien und mit Afrika zu verwechseln. Um so mehr erschüttert einen die Ähnlichkeit der Züge im Antlitz des Mannes von der Straße. Ob Nord oder Süd, West oder Ost, es ist derselbe Mensch in derselben Not! Und demnach derselbe Christus auf derselben Landstraße, der helfen will. Wir stellen uns für gewöhnlich die Landstraßen der Erde sehr mannigfaltig und durchaus in Lokaltönen schillernd vor. Wir haben zu wenig darauf geachtet, daß Landstraße eben Landstraße ist, so wie Mensch Mensch, welche Farbe auch immer daran aufglitzern mag.

Es ist für uns kein Anlaß mehr, einen abendländischen Superioritäts-Komplex zu hegen. Aber auch kein Anlaß, statt dessen uns inferior zu fühlen. Vielmehr lehrt uns jedes der drei Bücher, daß es Nöte und vor allem eine Not gibt, die heute überall auf Erden die gleiche ist. Daß es auch einen Christus gibt, der im Begriffe ist, auf jeder Landstraße einzuziehen, um dem Inder ein Inder und jedem Anderen der Seine zu werden; — wir nehmen das meistens theoretisch an, hier sehen wir es vor Augen.

Gießen Heinrich Frick

Pfarrerzeit in Schloß Elmau

Eine stenographische Niederschrift der Verhandlungen lag mir vor, die Johannes Müller 5. bis 15. Juni v. J. in Schloß Elmau mit den um ihn gescharten Pfarrern geführt hat. Eine aparte, seltsam fesselnde Lektüre. Vor diesem Kreise tat sich Müller besonders offen auf; provozierend geradezu — aber er tat das ja auch sonst — immerhin eben vor den Theologen mit Absicht besonders deutlich.

Es schien mir wertvoll, einige Sätze wenigstens aus seiner Eröffnungsrede für unsre Leser festzuhalten, ungern verzichtend auf andere. Aber es wird zur Anregung genügen, und das Weitere ist Sache eines Jeden.

Inmitten des Chaos unsrer Tage ist es unsre Rettung, daß hier und dort lebendige Quellen fließen. Ohne die könnten wir es gar nicht aushalten. Eine entspringt in Elmau. — R.

Johannes Müller spricht:

Ich habe das theologische Denken völlig verlernt und weiß deswegen gar nicht, wie es möglich sein wird, daß ich mich mit Ihnen verständige. ... Deswegen, weil ich die Dinge ganz anders sehe. ... Diese ganze theoretische Art, sich mit den Dingen zu beschäftigen, sie in die Theorie zu heben, und zu wähnen, man habe sie begriffen, wenn man sie in einen Begriff gefaßt hat, ist mir so fremd geworden, daß ich, selbst wenn ich möchte, nicht mehr darauf eingehen kann.

Man redet ausgehend von Voraussetzungen, die man nicht aus der Wirklichkeit genommen hat, denn sonst würde es keine Theologie geben.

*

Wenn Jemand überhaupt einen Eindruck von dieser unfaßbaren Wirklichkeit hat, die wir mit dem Namen Gott andeuten, so ist es das Erste, daß uns alle Gedanken entschwinden, die wir etwa über ihn gehabt haben, und alle Begriffe zerbrechen, mit denen wir etwa versuchen ihn zu fassen.

*

Wir bilden uns sogar ein, daß wir wüßten, was wir selbst wären, und wir haben doch keine Ahnung davon. ... Unser Los ist, mitten im Geheimnis zu leben. ...

Aber die Wirklichkeit wirkt, auch die geheimnisvollste. Sie wirkt auf Alle, die Organ dafür haben. ... Durch ihre Wirksamkeit. Auch die Wirklichkeit Gottes.

Und deshalb sind wir ihr gegenüber — wenn wir von einem Gegenüber sprechen wollen, was ja auch schon verkehrt ist — angewiesen auf die Erfahrung.

*

Es handelt sich um das Christentum. ... Ich bin schon lange davon überzeugt — schon über zwanzig Jahre — daß das Christentum im äußersten Gegensatz zu Jesus steht.

Daß die Kirchen immer leerer werden, daß immer mehr Menschen die Fühlung damit verlieren, kommt vor allen Dingen daher, daß all der glühende Eifer, der in Ihnen lebt, der in allen Pfarrern und Organen der Kirche lebt, fast ausschließlich auf das Eine gerichtet ist: Wie gewinnen wir unser Volk wieder dem Christentum?

*

Daß das Christentum gar nicht die Möglichkeit besitzt, die Menschen an sich zu ziehen und zu befriedigen, das kommt — im Protestantismus — vor allem daher, daß es Sache einer eigentümlichen religiösen Weltanschauung geworden ist. Auch andre Religionen atmen eine Weltanschauung, aber sie ist nicht das Grundlegende, sondern das Grundlegende ist das Leben, eine bestimmte Lebenshaltung, ein bestimmter religiöser Weg, den die Menschen gehen, den sie geführt werden. ...

Dem gegenüber ist das Christentum eine theoretische Angelegenheit, wo das Entscheidende ist, ob ein Mensch glaubt oder nicht glaubt. Dieses Glauben ist aber ein Fürwahrhalten, ein Überzeugtsein von Theorien. Es genügt nicht, daß einer „an Gott glaubt", es genügt nicht, daß er „an Jesus glaubt", sondern er muß glauben, daß Gott so und so und so ist, und er muß glauben, daß Jesus der und der und der ist. Diesen ganz bestimmten theologischen Begriff, den muß er glauben. ... Das ist ein Annehmen, Festhalten, Überzeugtsein trotz allem Widerstand nicht nur des Denkens, sondern auch des inneren Sinns, des Fühlens und Spürens, trotz all diesem Widerstand ein Festhalten daran unter allen Umständen. Das ist die Vorbedingung des Heils.

*

Dem gegenüber ist nun das, was Jesus wollte, eine ausschließlich praktische Angelegenheit. Das kann man nicht scharf und ausdrücklich genug sagen. ... Eine praktische Informierung und Aufklärung über die Dinge, wie sie eigentlich liegen. ... Es sind Blitze, mit denen dieses und jenes beleuchtet wird. ... Er läßt keinen Zweifel darüber, daß das alles im Grunde tiefstes Geheimnis ist, über das man nur in Gleichnissen reden kann, damit es die Menschen nicht verstehen, d. h. nicht theoretisch verstehen. Denn sobald es Jemand theoretisch versteht, ist ihm die praktische Fühlung und Erfahrung abgeschnitten.

*

Damit ist nun verbunden das Andre, daß man nicht mehr weiß, was Glauben eigentlich ist. Daß Glauben ein ebenso ursprüngliches Empfinden im Menschen wie die Liebe ist, das Sehnen, alles Innewerden, eben das ursprüngliche Empfinden für alles, was dahinter liegt, die Empfänglichkeit für die Wirkung, die ausgeht von der Allwirklichkeit Gottes, das ist gänzlich verloren gegangen.

*

„Aber wir treiben doch praktisches Christentum." Das ist doch etwas ganz Andres. Es ist nicht Sache unsrer Lebensvorgänge, zu denen wir geführt werden, mitten in der Welt lebend, wo uns das Leben fortwährend in Anspruch nimmt, sondern es handelt sich bei diesem „praktischen Christentum" eigentlich um nichts Andres als um praktische Konsequenzen, die man aus der theoretischen

Anschauung zieht, oder um praktische Verwirklichung dessen, was die theoretische Ethik uns sagt.

*

Nun ist es aber eine Tatsache, daß man nichts Theoretisches verwirklichen kann. Wir können überhaupt nichts verwirklichen! Das ist ganz unmöglich.

Konstruieren Sie sich einmal theoretisch, was Liebe ist, allgemeine Menschenliebe, und nun verwirklichen Sie einmal diese allgemeine Menschenliebe. . . .

*

Allmählich ist in den Menschen der Sinn für die Wirklichkeit aufgewacht. Darum wenden sie sich vom Christentum ab, denn es hat keinen Sinn sich mit Phantomen abzugeben.

*

Die neueste Phase der Theologie — das ist doch ein großer Illusionismus. . . . Es liegt ein derartiger Skeptizismus zu Grunde, ein derartiger Nihilismus, daß Gott noch etwas tun kann an den Menschen, daß es heute noch schöpferisches Walten gibt, der geradezu erschreckend ist.

*

Darum hat das Christentum allen Kredit verloren; am meisten bei sich selbst. Wenn man das Leben der Christen kennt, derer die sich für Christen halten, die in die Kirche gehen, und so fort, so macht man die überraschende Entdeckung, daß sie selbst ihrem Glauben und der ganzen Wirklichkeit, die ihnen in ihrer Religion vorgezeigt wird, keinen Kredit mehr gewähren. Sie rechnen nicht mehr mit Gott.

*

Wenn die Menschen die Erfahrung machten und gemacht hätten in den vergangenen Jahrzehnten: Für Alles werden wir befähigt in der Kirche, weil uns da gezeigt wird, was das Leben eigentlich ist, wie das vor sich geht, welche Haltung man einnehmen muß, damit man alles, was an einen herantritt an Aufgaben, an Schwierigkeiten, empfängt von Gott und er es dann löst für uns — dann würden sie doch die Kirchen stürmen. Denn die Menschen sind doch alle in Not, und sie wollen doch aus dieser Not heraus. . . .

Immer wieder werden sie auf sich selbst gestellt, wie sie es machen müssen, obgleich ihnen auch wieder theoretisch gesagt wird, daß alles Gnade sei. Aber es liegt immer an ihnen, daß es nicht geht und so fort. Das ist der springende Punkt.

*

Es war kürzlich ein Industrieller hier, der in den letzten Monaten die furchtbarste Krise in seinem Werk durchgemacht, direkt vor dem Konkurs gestanden hatte. Er sagte mir, was das für eine wundervolle Zeit gewesen sei, daß in dieser Zeit sich ihm wie nie zuvor alles bestätigt hätte, was er in den letzten sieben Jahren von mir gehört hätte an Fingerzeigen, daß er sich ganz entsprechend verhalten hätte, und infolgedessen sei es nicht nur gegangen wie ein gesetzmäßiger Prozeß, sondern er habe das Walten der Vorsehung gespürt und darum in diesen Wochen nie eine Sorge gehabt, sei nie innerlich auseinandergewesen, sondern ganz von Zuversicht erfüllt, die bestanden hätte in der freudigen Erwartung: Wie wird das alles weitergehn? Infolgedessen habe ihn die sogenannte aufreibende Krise auch gar nicht aufgerieben. . . .

*

Mit dieser theoretischen Entwertung, Entwesung des Christentums ist die Intellektualisierung der Menschen auf religiösem Gebiet Hand in Hand gegangen. Und das ist natürlich der Ruin. Denn das Spüren, das Wittern, das Vernehmen, das Empfangen dessen, was dahinter liegt, kann niemals Sache des Intellekts sein, sondern immer nur eine Sache des unmittelbaren Innewerdens.

*

Das ist nun eine Komik der Hölle, daß dieses verderbte Menschenwesen („Seit Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen") sich nun ausdenken will, auf Grund des Wortes Gottes, wie es das gerade versteht — Sie wissen ja, Alles ist daraus schon verstanden worden — sich ausdenken will, wie die Dinge eigentlich liegen, statt den Weg zu gehen, die Dinge zu erfahren. Aber Sie wissen ja, in der heutigen Theologie braucht man nur das Wort „Erfahrung" auszusprechen. . . .

*

Es ist schon vor Jahrzehnten meine Überzeugung gewesen, daß das Christentum untergehen muß, damit das Reich Gottes auferstehen kann.

Ich habe immer unter dem Eindruck gestanden, daß mit Jesus das Ende der Religionen gekommen sei, weil an Stelle der Religionen das Leben aus Gott tritt. Denn das ist das Wesen des Reiches Gottes.

Was wir heute haben . . .: die Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten, mit christlichen Vorstellungselementen.

Dazu noch die heidnisch-katholische Mystik und Philosophie. . . .

*

Und weil es absolut nicht zu einer „Religion" taugte, was Jesus wollte, sondern Erfüllung und Schöpfung ist, deswegen ist das Christentum die schlechteste aller Religionen geworden.

*

Was ist denn das Wesen der Religionen? Sie wollen das Verhältnis des Menschen zu Gott regeln. . . . Es ist doch gar nicht zu fassen, daß man seit zwei Jahrtausenden daran arbeitet, dies Verhältnis zu regeln, während es doch geregelt ist.

*

Der Menschheit sind die Sünden vergeben. Das wissen wir aus dem Neuen Testament. Aber das ganze Christentum lebt und wirkt so, als ob keinem Menschen die Sünde vergeben sei und die Kirchen sich nun anstrengen müßten, die Menschen dazu zu bringen und zu präparieren, und die einzelnen Menschen müssen auch das Ihre dazu tun, damit ihnen die Sünden vergeben werden können. Ist das nicht Blasphemie?

*

Es handelt sich doch nur darum, daß die Menschen die Wirkungen der Gnade Gottes, das ist der Vergebung der Sünde — die seit Ewigkeit für uns vorhanden ist — empfangen, daß sie an uns wirksam werde.

*

Es werden immer nur Präliminarien getrieben, die vollständig überflüssig sind, und die Menschen bleiben in diesen Präliminarien stecken. . . . Und die Haltung wird den Menschen nicht gezeigt, die positive Haltung jedem Lebensanspruch gegenüber . . ., daß, wenn sie diese Haltung einnehmen, dann die Wirkungen kommen, daß dann die Not sich selbst offenbart, sich selbst löst, daß sie gesegnet werden. . . .

So könnten wir noch lange fortfahren. Denn nun gibt es natürlich Gegenrede aus der Pfarrer-Hörerschar heraus, und nun wird es, wenn man so will, erst eigentlich „interessant". Aber man kann ja nicht das Viele ausschreiben. Ich habe den Begriff, daß ein solches Stahlbad den Pfarrern ungemein gesund gewesen sein muß.

Was aber uns betrifft, die wir nicht dabei waren, so liegt ja Müllers Schrifttum in seinen Büchern und „Grünen Blättern" (41. Jahrgang) zu Tage. Daß er gerade heute noch uns Wesentliches zu sagen hat, beweisen seine „Flugschriften", die neuerdings ausgegeben worden sind, eine Auswahl von Aufsätzen und Reden, auf die er selbst besonderen Wert legt, und er weiß, warum.

Hier die Titel dieser Flugschriften: Erziehung und Unterricht. 139 S. 1.50 M. — Unser Tageslauf. 56 S. 60 Pfg. — Der Rhythmus des Lebens. 56 S. 60 Pfg. — Das Geheimnis der Empfängnis. 20 S. 30 Pfg. — Die Treue. 24 S. 30 Pfg. — Die Zuversicht. 40 S. 50 Pfg. — Heroische Lebensführung. 68 S. 75 Pfg. — Der Segen der Not. 94 S. 1 M. — In Mengen billiger. Verlag der Grünen Blätter, Elmau, Post Klais.

Um Wittigs „Höregott"

Vgl. CW. 1928, Nr. 23 und 24

1

Ein Lutherus redivivus, das ist Wittig allerdings nicht. Der Vorwurf, der ihn einen solchen schilt, schießt weit vorbei. Freilich er schießt immer vorbei, wo er einen redivivus wittert. Die Geschichte, auch die Kirchengeschichte wiederholt sich nicht, so sicher sie um geschichtliche Bindung weiß und den Menschen der Gegenwart immer irgendwie einordnet in eine größere Ahnenreihe. Luther ist nicht der Ahnherr Wittigs. Es ist sehr ernst gemeint und ganz gewiß nicht aus einem die klare Einsicht umnebelnden Rausch heraus gesprochen, wenn Wittig im Vorwort zu seinem „Leben Jesu" es als seinen sehnlichsten Wunsch bekennt, daß „ich aus der Zeit komme, in der noch alle Christen gemeinsam beteten und glaubten und hofften, und daß ich alle Wunder und Gnaden jener Zeit verkündigen dürfe". Aber er meint, damit nichts anderes zu wollen, als worum es — wenn auch in anderer Gestalt — auch Luther ging: „Richtig daran (an dem Vorwurf eines Lutherus redivivus) ist, daß ich in die religiösen Schätze der alten, tiefgläubigen Zeit eingebrochen bin, um deren Kostbarkeiten auch Luther rang, und daß ich manches Stück hervorgezogen habe, das wir nicht mehr ansehen mochten, weil Luther es berührt und in seiner Glaubensglut geschmiedet hat."

Aber wenn Kindermann in seiner Kritik des „Höregott" Wittigs Verhältnis zu Luther erörtert, so geht es ihm um noch Grundsätzlicheres: um die allerdings wesentliche Frage: Ist Wittig wirklich zur evangelischen Freiheit — nicht nur Luthers, sondern des Neuen Testamentes — hindurchgebrochen, oder ist er nicht auf halbem Wege stehen geblieben „durch die Vorherrschaft dichterischer Schau über die nüchterne Frömmigkeit der Tat"? Kindermann macht Wittig den Vorwurf, er habe die „dämonische Eigensinnigkeit" der katholischen Kirche nicht als zu ihrem Wesen gehörig durchschaut und könne sich nur so noch in dem tragischen Wahn wiegen, katholisch zu sein. Katholisch und evangelisch sind für Kindermann wesenhafte Gegensätze, deren Aufeinanderprallen Kampf und Entscheidung fordert. Während Luther der Reformator wurde, ist die Haltung Wittigs typisch katholisch, weil sie nicht zur Tat wurde: „Er hat nie zu reformieren versucht, nie eine Tat erstrebt, nie ein Neues gepflügt." Solchem Urteil gegenüber werden doch allerhand Fragen wach. Ist die Aktion in irgendwelcher Form das entscheidende Kennzeichen evangelischer Haltung? Ist, um nur eben ein Beispiel zu nennen, die nonviolent Non-Cooperation Gandhis unevangelisch? Weiter: wie hätte Wittigs „Tat" praktisch aussehen sollen? War Luthers „Tat" das Entscheidende und Fortzeugende, oder nicht vielmehr seine neue Haltung sola fide? Seine neue Haltung, die doch wahrhaftig nicht nur für die katholische Kirche Dynamit war, sondern die das Todesurteil für jede Kirche bedeutet?

Das sieht Kindermann nicht, und darum vermag er auch die entscheidende Botschaft Wittigs nicht zu hören. Sicher „muß Jeder einen Platz haben, wo er steht", aber es geht nicht ab, daß der Sohn der evangelischen Kirche, für die er eben noch eine „Not ihrer irdischen Gestalt" zugibt, drüben nur Dämonie sieht. Das war die Situation eines vergangenen Geschlechts, es war die Situation, aus der heraus Luther seinen Aufbruch unternahm. Aber es ist nicht die Situation der gegenwärtigen Stunde. Heut heißt es nicht mehr: Hie katholisch, hie evangelisch! Heut tönt der Schlachtruf, um Wittigs Formulierung aufzugreifen: Hie Geist, hie Glaube! Die Fronten sind andere geworden. Wir wissen heut stärker um die Dämonie alles Menschlichen, darum auch jeder „Kirche", aber wir sehen auch deutlicher das Antlitz Gottes allenthalben. Wir begreifen „katholisch" nicht mehr nur als den Widerpart des „Evangelischen", sondern wir wissen, daß hinter beiden Prägungen ein Letztes steht, zu dem immer aufs neue vorzustoßen Jedem an seinem Platz aufgetragen ist. Dann aber ist ein „Konfessionswechsel", auch wenn er nur innerlich vollzogen wird, gegenstandslos geworden, mag er auch im Einzelfall ein notwendiges Zeugnis sein. Aber dann erscheint auch die reformierende Tat in einem andern Licht, und es kann sein, daß die scheinbare Schwäche die größere Stärke ist. Wenn es uns so gegeben ist, die konfessionelle Ausprägung als schöpferische Spannung zu erkennen und zu bejahen, so sehen wir auch den Wandel der kirchlichen Gestalt nicht mehr nur als eine schmerzvolle Folge immer neuer Schismen, als die er bisher unserer oberflächenhaften Betrachtung so oft erschien. Nun sehen wir Gottes Schöpferhand auch darin und begreifen ihn neu als organisches Werden, als immer neue „Geburt aus dem Mutterschoß", wie Wittig ihn uns in seinem „Höregott" so fein sehen lehrt. Nun glauben wir wieder miteinander an die „Gemeinde der Heiligen", an die Una Sancta. Dabei wissen wir wirklich und erfahren es täglich, daß sie uns wahrhaftig nicht nur „aus Andächtigkeit und Stillehalten. sondern aus bitterhartem Kampf um die Wahrheit" zu Teil wird. Aber wir kämpfen diesen Kampf nun nicht mehr w i d e r einander, sondern m i t einander.

Im Januar 1928 erschien die päpstliche Bulle wider die Panchristiani, die jenem Glauben gegenüber als ein Schlag ins Gesicht erscheint. So handelt die Kirche, und so muß sie wohl handeln, da sie aus dem Geiste handelt und ihm den Glauben zum Opfer bringt. Und weiß unsere evangelische Kirche sich wirklich frei von solchem Unglauben? In denselben Tagen, als jene Bulle ausging, saßen wir in einem stillen Winkel des Westerwaldes zusammen: Protestanten, Katholiken, Konvertiten, lasen Wittigs „Ungläubigen" und hatten Gemeinschaft miteinander. Das ist der andere Weg, der nicht aus dem Geist, sondern aus dem Glauben gegangen wird und der in eine neue Zukunft weist. Ob Wittig der „Prototyp neuer Christlichkeit" ist, weiß ich nicht. Aber daß er uns und vielen aus beiden Konfessionen neuen Mut gemacht hat, wieder mit dem dritten Artikel an eine „Gemeinde der Heiligen" zu glauben und aus diesem Glauben zu leben, das danken wir ihm.

Dresden K a r l M ü l l e r

2

Gespannt, aber nicht ganz befriedigt habe ich Karl Kindermanns erstes Wort zu Wittigs „Höregott" in Nr. 23 v. J. gelesen. Dankbar, weil darin das Wort stand: „Hier kann man lernen, was Glauben heißt — nicht nach der menschlichen Seite seiner Worte, Neigungen, Gedanken, sondern nach der göttlichen Seite seiner Haltung, Treue, Verklärtheit"; nicht ganz befriedigt, weil Anschauung und Urteil über die katholische Kirche darin mir einseitig und voreilig erschienen, viel zu sehr von protestantischer Religiosität und Erkenntnis aus gefällt, als von dem Wissen um ihren umfassenden und immer noch tragenden soziologischen Gesellschaftsbau und ihre klug massenkundige und massenlenkende Allangleichung und Ausgleichung her bestimmt. Daß hier viel zu sehr von einem aut-aut her gesehen und geurteilt ist, hat das zweite Wort Kindermanns in Nr. 24 nun reichlich und fast erschreckend mir bewiesen, so sehr, daß ich sein Wort nicht unwidersprochen lassen kann, um so mehr als die CW, das einzige mir immer noch gemäße Blatt, dadurch in ein falsches Verhältnis zu Wittig gerückt werden könnte.

Mit e i n e m Urteil auch in seinem zweiten Wort scheint mir Kindermann freilich recht zu haben, nämlich mit dem Urteil: „Wittig ist auf seinem Lebensweg Luther scheinbar nie begegnet." Aber so gut wie alles Andere darin ist unrichtig gesehen und geurteilt. So gleich der erste schwere Vorwurf gegen Wittig, daß er ein „kindliches" „blindes" „Idealbild" und „Phantasiebild" trotz aller persönlichen

Erfahrungen von der katholischen Kirche immer noch habe, dagegen für ihre „andere Seite", ihre „harte weltliche Wirklichkeit" „Herrschaftsanspruch" „Rechthaberei" und „ultramontanen, schonungslos eigensinnigen und fanatischen Charakter" keinen Blick. Ich gebe mit einigen, durchaus nicht allen hierher gehörigen Worten Wittig selbst das Wort. S. 71 f.:

Das ist dem römischen Geist schon immer zuwider gewesen, daß er dem widerspenstigen Professor nicht auch noch das tägliche Brot entziehen kann. Mein Gott, die heilige Mutter Kirche muß in ihrer zärtlichen Liebe zu den Ihrigen doch die Möglichkeit haben, ein widerspenstiges Kind verhungern zu lassen! Das ist doch nichts weiter als eine einfache logische Folgerung ihres Geistes. Der römische Geist war klug genug, um zu wissen, daß ich die Professur an der Universität nur mit einer Professur am ganzen Lande eingetauscht hatte, einem Lehrstuhl, der mir durch keine Emeritierung und keine Entlassung genommen werden konnte. Er griff darum in den Sack seiner Canones und warf mir einen mit der Exkommunikation und anderen Strafen gefüllten Canon „wegen Ungehorsams" an den Kopf. Er muß dies getan haben, während sein Kirchenrecht Siesta hielt. Wegen „Ungehorsames" wurde ein Canon auf mich losgelassen, der sich gegen Apostaten, Häretiker und Schismatiker richtete! Meine juristischen Kollegen in Breslau lachten.

Welcher Hohn steckt in den Sätzen über die gelehrten Untersuchungen des Jesuiten Donceur und seine Coniectur aus nam in non in locis verecundis S. 88 f., und welch heiterer aber nicht minder tödlicher Spott in den Sätzen über die „Wittignester, aus denen manchmal etwas auf die ehrwürdigen Köpfe der Bischöfe und Prälaten fiel" S. 90. Und wie scharf und spöttisch ist der römische Geist als „allzu leicht wild werdend" gekennzeichnet, „der im Unterschiede von anderen Tiergeistern außer dem schwarzen und violetten nur das rote Tuch vertragen kann" (S. 97) oder in seinem Verhalten während der Jahre der seelischen Heimatlosigkeit und Angst unseres Volkes nach 1918: die Kirche sah,

daß ihre Stunde gekommen sei, daß ihr Geist nun Herr der Welt werden könnte. Sie hatte alle Hände voll zu tun mit Errichtung von Gesandtschaften und Nuntiaturen, mit Ausklügelung von Konkordaten; sie webte Tag und Nacht an den Netzen, in denen sie nicht Seelen, sondern Regierungen und Länder einfangen wollte. (S. 325)

Und dem entspricht genau das Urteil, das er über die Bulle Unam sanctam und Papst Bonifaz S. 349 fällt:

Der Geist der Kirche ist Gott immer in die Arme gefallen. Als die neue Gestalt Gottes eben sichtbar wurde, leugnete sie der Geist: es sei nur ein geistiger Begriff. Als sie sich aber siegreich erhob, als der Geist der Kirche erkannte, daß ihm die Erde entrissen werden sollte, leugnete er sie wiederum.

Und dieses grundsätzliche Urteil empfängt eine fürchterliche Bekräftigung, die wie ein Peitschenhieb wirkt, durch ein Entlastungswort für die heutigen Unternehmer und Schieber, wenn wir S. 390 f. lesen:

Und das Schiebertum? Davon ist die Papstgeschichte und die Staatsgeschichte übervoll. Jetzt verschiebt man ganze Waggons von Getreide und Spiritus, damals verschob man Menschenfleisch, Untertanenfleisch in noch größeren Massen, kaufte und verkaufte Menschenseelen ungezählt, machte sogar den angeblich in den Händen der Kirche befindlichen Gnadenschatz Christi zu Gelde.

Wer derartige Urteile über die katholische Kirche fällt, ist wahrlich nicht blind für ihre zwei Seiten, und von einem Phantasie- oder Idealbild kann da gewiß nicht gesprochen werden!

Aber allerdings kann man das Gesamtbild von der katholischen wie von der evangelischen Kirche erst ganz verstehen, wenn man sich klar gemacht hat, was Wittig unter „Geist" versteht und bekämpft. Und da kann ich freilich eine leise Verwunderung nicht unterdrücken, wie Kindermann so eingehend über Wittigs „Höregott", mit dem Untertitel „ein Buch vom Geiste und vom Glauben", berichten konnte, ohne über seine Verwendung des Begriffes „Geist" zu reden. Und wenn sich ihm daran analysierende oder kritische Bemerkungen begrifflicher oder historischer Art geknüpft hätten, dann hätte ich dagegen gewiß nichts einzuwenden. Wittig versteht unter „Geist" ungefähr das, was heute als „Intellektualismus" so vielfach angegriffen und abgetan wird. „Geist" ist ihm Menschenkonstruktion und Selbstrechtfertigung, Sachverdrehung und Vergewaltigung, Gottes- und Welt-Wirklichkeit entstellend und mordend, ungläubig und glaubenslos. Und solchen gottlosen Geist findet er dann freilich ebenso in der römischen wie in anderer Gestalt auch in der protestantischen Kirche wirksam. Von da aus wird erst ganz deutlich, was Worte wie die folgenden auf S. 119 bedeuten:

Bei keinem Geiste kann der Mensch sagen, daß er ihn habe; eher hat der Geist den Menschen. Der Heilige Geist ist der Kirche verheißen; er wird sie immer umwehen. Aber er kann nie ihr Besitz werden, nie ihr Recht. ... Die Kirche weiß aber selbst, daß in ihr auch manches Andere lebt als Gott. Es leben in ihr immer auch noch die alten Römer, und wenige von ihnen werden vor Gott aussagen mögen, daß der Geist Gottes ihren alten Römergeist schon völlig überwunden habe.

Oder auf S. 136 über Bischof Victor von Rom und sein Vorgehen gegen die Kleinasiaten:

Der Geist des Gesetzes und der Macht feierte seinen ersten Triumph in der Kirche Gottes. Nein, es war auf einmal die Kirche des römischen Geistes geworden; ... und in diesem Streit wurde der Name Kirche derart entehrt und befleckt, daß die Gemeinschaft des Glaubens, wenn sie wieder einmal offenbar werden wird in der Welt, nicht unter diesem Namen offenbar werden wird.

Oder auf S. 372 über die protestantischen Kirchen:

Das Gottesleben der nordischen Lande, einmal losgelöst vom Schoß der Mutterkirche, wollte ursprünglich nie Kirche werden, und alle Versuche des Geistes, eine Kirche daraus zu gestalten, sind im Grunde mißlungen. Immer wieder erkennt dieses Gottesleben, daß es freibleiben muß von Kirche, Kirchenrecht und kirchlicher Hierarchie, wenn es nicht wieder ertötet werden will von diesen Einrichtungen des Geistes.

Trotz dieser Anschauung und nicht ganz in Übereinstimmung damit, erwartet Wittig aber auch von den protestantischen Kirchen nicht das Heil. Er sieht, daß das eigentliche Leben der Gegenwart aus den Kirchen ausgewandert ist. Nicht in soziologischer und nicht in wirtschaftlicher Hinsicht, aber auch in geistigen und seelischen Dingen schlägt nicht in den Kirchen das Herz der gegenwärtigen Menschheit. Und so erwartet Wittig die Neuformung des Christentums von der Welt und den weltmächtigen und eben darin Gott dienstsamen Menschen der Gegenwart her, erwartet sie wieder einmal von den „Zöllnern und Sündern", erwartet sie wieder einmal als Erweis seines Lieblings-Glaubenswortes, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist. Und so kann er S. 342 schreiben:

Gott hat seinen Söhnen die Welt anvertraut, auf daß sie an ihr weiterarbeiten. Das müssen immer seine Söhne sein und keine Anderen, in deren arbeitende Hände Gott seine Welt legt. Einst waren es die Kirchlichen, dann die Evangelischen, die also in Kirche oder im Evangelium standen. Nun sind es die, die aus Kirche und Evangelium herausgewachsen sind und in der mitgebrachten Kraft an der Erde schaffen.

Und damit hängt auch seine Haltung der katholischen Kirche gegenüber zusammen, die in der Tat nicht lutherischer Zorn ist, — was würde der auch heute nützen, lieber Kindermann! — sondern Warten auf Gottes Werk. Es bekümmert ihn nicht im mindesten, wenn ein Freund ihn darauf hinweist, daß seine Haltung dem herrschenden katholischen System geradewegs zur Stärkung diene, sondern das ist für ihn sogar eine Freude. Denn:

Geister sind wie Blasen; sie können nur vergehen durch Zerplatzen. Sie müssen immer dicker, stärker, mächtiger werden, damit sie endlich zerplatzen. Darum war auch dein Versuch, den römischen Geist durch deinen Geist zu widerlegen oder zu reformieren, ein ganz törichter. Man muß ihn wachsen lassen, bis er platzt, damit ein neuer Geist an seine Stelle treten kann. (S. 85)

Und seine Hoffnung ist so „die Una Sancta anonyma, die Gestalt ohne besonderen Namen", die Gottesschöpfung, wenn „die Kirchengeschichte wieder aufhören wird, zentralistische Papst-, Rechts- und Kirchenstaatsgeschichte zu sein". Darum muß ich ablehnen Kindermanns Urteil, daß Wittig „auf halbem Wege stehen geblieben" sei und abweisen seinen Zorn, mit dem er meint, „er müsse an den Fesseln des Gebundenen rütteln helfen und ihn frei machen zu einer Tat" und seinem Satz: „Für seinen Gott und

Glauben muß man kämpfen, wenn es not tut", möchte ich begegnen mit der Fortsetzung: „wenn es Sinn hat".

Für Wittig und für meine protestantische Kirche habe ich mich darum gefreut — im Gegensatz z. B. zu der auch hier wieder einmal so aufdringlichen Christengemeinschaft, die aus Rittelmeyers eigenster Feder ihn drängte: „Sie können doch nicht zwischen Tür und Angel stehen bleiben! Kommen Sie doch bald zu uns!" — gefreut habe ich mich, daß Wittig uns das Zeugnis ausstellt und ausstellen kann (S. 340):

Nur die Evangelischen verstanden und achteten meine Zurückhaltung, äußerten sogar öffentlich, es sei gut, daß ich mich nicht an ihre Kirche bände, um frei zu sein für die große Una Sancta.

Wem ist diese Haltung und dies Hoffen auf die Una Sancta aus unserem armseligen evangelischen Kirchentum aller Art heraus aber gemäßer als der Christlichen Welt?! Darum diese notwendige Korrektur zu Kindermanns Kritik.

Bremen-Horn Gustav Fraedrich

Werfels Abituriententag

Im Grunde ist es das alte Motiv, das mit eindringlicher Sprache und souveräner Beherrschung psychoanalytischer Technik in Werfels neuestem Roman*) wieder durchgeführt wird. Seine Sprache hat an Wohlklang nichts eingebüßt, ist aber gestraffter, nüchterner geworden, weniger weltflüchtig, und der geheimnisvoll auf ein Unaussprechliches hinweisenden Lyrismen und Bildandeutungen sind weniger geworden; das mag in der neueren dramatischen Wendung Werfels liegen, vielleicht hat es aber auch seinen Grund in der vielzitierten Sachlichkeit. Uns interessiert das hier nicht.

Auch die Kunst, psychoanalytische Methode dichterisch fruchtbar zu machen, ist im Vergleich zum „Schweiger" z. B. wesentlich gestiegen. Keine Gewagtheiten und Verstiegenheiten mehr, sondern ein Aufgraben und Bloßlegen halb verschütteter seelischer Tatbestände, die sich uns in einer letzten Monumentalität und Einfachheit darstellen. Darin ist Werfel der alte geblieben: seine Fähigkeit, Verworrenes zu entwirren und zurückzuführen auf einen schlichten, eindeutigen, unkomplizierbaren seelischen Tatbestand, ist auch heute noch dieselbe. Doch auch dies nur am Rand.

Interessieren soll uns einzig der Vorwurf des Buches, dem Werfel das Wort aus Goethes Wahlverwandtschaften vorangeschickt hat: „Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe." Und dieses Motto weist uns wieder in die bekannte Werfelsche Problematik: der Mensch findet sich Aug' in Aug' mit einem Gegenüber, das ihn bedrückt, an der Selbstentfaltung hindert. Und der alte, verbissene Kampf beginnt von Neuem, der uns von Verdi-Wagner, Maximilian-Juarez, Paulus-Christus her bekannt ist und nicht früher sein Ende findet, als bis es zur Aufgabe des Ich kommt. Denn das „Ich" ist das eigentliche agens in jener Rivalität untereinander, das Ich als Exponent selbstischen Lebenstriebes. Es kann aber nicht anders aufgegeben werden denn im Akt einer sich selbst als schuldig bezeichnenden Selbsterkenntnis, die vertieft wird von einigen anderen begleitenden Momenten, wie z. B. der Nähe des Todes, der Hinfälligkeit unseres Daseins, der Gaukelhaftigkeit unserer Existenz. Das Todesurteil, das der Mensch aber im Akt der Selbsterkenntnis über sich aussprechen muß, wird aufgehoben und das Leben neu geschenkt, soweit es „zur Zündung kommt zwischen Gott und Mensch", dem Menschen vergeben wird. Daß hierbei die Liebe eine bestimmende Rolle spielt, wird sich gleich ergeben.

Die Erzählung ist kurz folgende. Untersuchungsrichter Sebastian sieht sich dem Angeklagten Franz Adler gegenüber, mordverdächtig an der Klementine Feichtinger. Sebastian meint in Franz Adler seinen alten Schulfreund wiederzufinden, den hochstirnigen, edel gesinnten, in schlechten Anzügen steckenden, der ihm so überlegen ist an Wissen und Charakter, daß Sebastian ihn vernichten will. Anstoß zu diesem Vorsatz gibt, daß Adler ihn bei einer Rollenverteilung übergangen hat: ‚Was willst du eigentlich? Soviel Platz kommt dir gar nicht zu. Sei froh, daß du überhaupt mittun darfst, und warte auf die Rolle, die man dir zuweisen wird.' ... Diese Worte waren Adlers Schuld, mehr, sie waren sein Schicksal, denn sie entfesselten den Teufel in mir. Es klingt unsinnig, aber ich ahne es, ja diese Ahnung brennt mit scharfem Feuer jetzt, hätte Adler diesen einzigen Satz nicht ausgesprochen, er wäre heute nicht als Gescheiterter vor mir gestanden." Sebastian gibt ihn in der Schule dem Gespött der Mitschüler beim Turnen preis, ringt ihn im stummen Kampf nieder, auf dem Schulhof, ein Akt symbolischer Bedeutung: „Was hatte sich entschieden? Was war geschehen? Heute weiß ich die Antwort. Ein Werk der Vernichtung hatte begonnen. Mit meinem Lachen, mit dem Ringkampf, in dem ich Sieger geblieben war, hatte es begonnen, um nach fünfundzwanzig Jahren im Untersuchungsgefängnis zu enden. Wahrlich, ein langes, ein geheimnisvolles Vernichtungswerk, von dem ich selbst nichts ahnte, dessen Herr ich nicht war." Er nimmt ihn mit in schlechte Häuser, raubt ihm Haltung und Würde, quält und demütigt ihn mit der sadistischen Freude des Inferioren, und schließlich, als ein kühner, abendlicher, gemeinsamer Radierungsversuch im Klassenbuch entdeckt wird und der Mut zu Beider Selbstmord bei Sebastian zu schwach ist, setzt er ihn in den Zug: Amerika.

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre verstrichen. Adler blieb verschollen bis heute, wo Sebastian ihn gefunden zu haben meint. Und damit bricht die alte Wunde wieder auf, die ganze fünfundzwanzig Jahre in ihm schwärte, so daß er jetzt, obwohl erst ein Vierziger, von seinen Kollegen Hypochonder gescholten wird: „Gut, ich bin ein Hypochonder! Aber was hilft mir das, wenn ich ganze Nächte lang mir den Tod und das Sterben ausmalen muß?" Und an anderer Stelle heißt es: „Gäbe es so etwas wie seelische Atemnot, so käme die Bezeichnung diesem Zustand nahe. Das Grauen einer bodenlosen Fragwürdigkeit des Lebens (dies sind nur glatte nichtssagende Worte) überschauerte seine Haut. Hatte diese würgende Depression, dieser metaphysische Lufthunger seine körperliche Ursache? Meldete sich nun der Herzanfall, den er allnächtlich fürchtete, den er unerbittlich kommen sah?"

Sebastian beschließt nach einer Nacht innerer Qual und fieberhaftem Kontoabschließens, sich Adler erkennen zu geben. Es geschieht. Er bekennt: „Gut, gut! Ich kenne das. Wenn ich dich nicht hinausgestoßen hätte, hättest du dich selber oder ein Anderer ein wenig später verstoßen. Gut! Es hat so kommen müssen. Aber was hilft mir das, daß ich doch dein Leben zerstört habe!? Ich bekenne, was du auch getan hast, ich, nur ich, bin verantwortlich dafür." Zehnmal hätte er morden können; ohne Reue zu verspüren, ließ er Frauen zurück und kümmerte sich nicht um die Kinder: „Sag' nicht Gewissen! Ich halte nichts davon. ... Ich selbst bin vollkommen gewissenlos." Warum also jetzt das Bekenntnis, Sehnsucht nach Vergebung?: „Ich bekenne, daß ich dein Leben zerstört habe. Aber ich bekenne auch, daß ich an dir gescheitert bin. Als du bei mir warst, hat mich dein hoher Wert zum Verbrecher gemacht, als ich dich aber ausgestoßen hatte, da hat er mir die Seele geraubt für immer. Jetzt, wo der Tod mir so lächerlich nahe ist, bekenne ich, daß mein Leben an dir gescheitert ist. Denn dich, gerade dich hätte ich lieben müssen!" Das ist's! Sebastians Schuld ist keine allgemeine, sondern eine sehr konkrete, in der Weise modifiziert, daß es ein Vergehen war am „hohen Wert", an der Güte, an der Größe.

*) Der Abituriententag. Von Franz Werfel. Wien, Paul Zsolnay Verlag 1928. 325 S. Geb. 6.80 M.

Sakrileg im eigentlichen Sinn. Und dieser schlägt zurück auf den Frevler, raubt ihm seine Seele, bricht ihn, läßt sein Leben scheitern. Und darum bricht der Ichbesessene auf die Knie. Im Grund ist es das alte Problem von Juarez und Maximilian: „Schuld ist, seinen Taten nicht gewachsen sein; Mißerfolg ist Schuld." Kein Mißerfolg im Alltagsgeschäft. Nein, Mißerfolg, weil man sich am Heiligen vergriffen und nicht die Haltung gewahrt hat, welche allein die angemessene ist: „Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe."

Doch so weit sind wir noch nicht. Sebastian bittet um Vergebung, der Richter den Angeklagten! Obwohl er weiß, daß „es Vergeltung gibt, aber keine Verzeihung. Denn Vergeltung ist Gesetz, Verzeihung nicht. ... Es ist Wahnsinn, aber ich bitte dich um das, was es nicht gibt ..." Und weil er sich damit ganz aufgibt, wird sie ihm zu Teil — genau wie im Verdi. Denn jener angeklagte Adler ist ja gar nicht der alte Schulfreund. Verwechslung! Aber was ist das Unbedeutende einer irdischen Täuschung angesichts der überirdischen Wirklichkeit, daß Sebastian Buße getan hat und das Sakrileg vergeben wurde? Adler als „Substitut der Gerechtigkeit". Und „Sebastian hob die Arme und griff, seinen Kopf zurücklegend, hoch über sich hinaus. So suchen auf alten Bildern biblische Gestalten das flatternde Kleid der aufwärts entstürzenden Engel zu erhaschen. Der Schreck der Verkündigung verlor sich wie ein feuriger Punkt im Raum. Und wirklich, Sebastian hatte einen der unwiederholbaren, unwiedervorstellbaren Augenblicke unseres Daseins erlebt, in denen es zur Zündung kommt zwischen Gott und Mensch."

Damit ist das Korrektiv vollzogen und Sebastian hat eine Haltung dem Heiligen gegenüber eingenommen, bei der Selbsterkenntnis, Buße und Liebe konstitutive Wechselbegriffe sind. Schon der junge Werfel hat ja gesagt: Erkennen und Lieben ist einerlei; und der ältere Werfel bestätigt diese Einsicht im Verdi, indem er durch „transzendentale Mütterlichkeit (Liebe wäre zu ungenau)" unserem Sein Sinn gibt.

Marburg Hans Schimmelpfeng

Wichern und Stockholm

Stockholm hat die Aufmerksamkeit auf Wicherns Werk wieder erhöht. Es ist, als ob Wichern gerade dies Unternehmen, über die dogmatischen und konfessionellen Schranken hinweg die Christenheit im „Leben und Werk" zu einen, vor 80 Jahren schon mit Seheraugen geschaut, als ob er dieses Kommende mit seinem „Erwarten" ganz wesentlich mit herbeigeführt hätte. Dies ist mein erster Eindruck, den ich von dem zweiten soeben erschienenen Bande der Gerhardtschen neuen Wichernbiographie gewonnen*). Erst jetzt, da uns dieses bis in die feinsten Züge hinein anschaulichst gezeichnete Lebensbild den ganzen Mann, und zwar ohne Retouchierung, vor Augen stellt, erst jetzt, da wir mit umfassendem, bisher noch unbekanntem Material versehen werden, ist es möglich, die ganze Großzügigkeit, den erstaunlichen Weitblick Wicherns zu würdigen. Man könnte dafür auch sagen „prophetischen" Blick, wenn man nicht vorzöge im Gebrauch so hoher Würdenamen Zurückhaltung zu üben.

Über die viel umstrittene preußische Generalsynode und große Pastoralkonferenz von 1846 äußert Wichern sich sehr kritisch. Er war Zeuge einer gänzlich fruchtlosen Debatte über dogmatische Fragen, deren „Resultat war, daß zuletzt Keiner den Andern verstand. ... Das sind nun die Vertreter einer evangelischen Kirche, und in solcher Kirche will man eine dogmatische Einheit erzielen! Ist nicht jede dogmatische Einigung (als dogmatische) eine Täuschung? ... Ich fragte den bei mir stehenden gescheuten Assessor Bindewald ..., was denn er zu solcher Kirche sage. Er meinte, man solle sie unter das Kriegsministerium stellen" (S. 18). Ein echter Schüler Ludwig von Gerlachs! Immerhin stellte diese direktionslose Pastoralkonferenz wenigstens eine richtige und wichtige Frage: „Wie können die Geistlichen auf das Wohl der arbeitenden und dienenden Klassen in den Städten sowohl als auf dem Lande mit Erfolg einwirken?" wobei der Referent Otto von Gerlach nicht mehr als kirchliche Armenpflege nach schottischem Muster (Chalmers) und Liedkesche Sparladen zu empfehlen wußte. Die Aussprache vollends drohte völlig im Sande zu verlaufen, weil sie wieder nur auf dogmatischem Gebiete sich erging. Da griff Wichern, von allen Seiten zum Reden gedrängt, ein und trat mit einem „Protest gegen alles bisher Gesagte" auf. „Wenn wir unsere Aufgabe an dem Volke nicht ergreifen, so ist nicht das Christentum, aber die Kirche verloren" rief er der Versammlung zu und führte dann den Gedanken durch, wie er an seine Frau schrieb, „daß Christus nicht bloß in Worten, sondern auch durch die Tat die Herrlichkeit seines Lebens noch heute verkünde. ... Der Schluß war: „Der Wichern muß durchs Land ziehen, den Priestern die Buße zu predigen, und das hatte ich doch eigentlich nicht gewollt. ... Das Ganze ist mir aber ein Beweis von der unwiderstehlichen Macht der Tat. Ich habe es ihnen auch auseinandergesetzt, was für einen Eindruck die Versammlung tags vorher über Taufe und einige dogmatische Begriffe gemacht, wie auffallend und merkwürdig es sei, daß so viele positive Männer nicht eins hatten werden können über biblische Wahrheiten, die jedes einfältige Christenkind zu fassen vermöge; wie daraus folgt, daß nicht dogmatische Bestimmungen und Formulierungen die Einheit seien oder bezeugten oder hervorrufen könnten, daß aber gewisser, mächtiger, weltüberwindend und alles verbindend die Praxis sei, daß hehr und gewiß, klar und rein über all jenen Spitzfindigkeiten der lebendige Christus stehe, wie die Gemeinde dessen bedürfe, wie es darauf ankomme, Menschen herauszubilden, die davon durchdrungen seien, und dies Wesen durch reine, anspruchslose Tat der Aufopferung darstellen könnten" (S. 19). Und Wichern glaubt schon dessen gewiß sein zu dürfen, daß die Führer der Wissenschaft und der Kirche mit ihm durchaus darin zusammenstimmten, wie die „Aufopferung für diese Ideen, die Übersetzung des Dogmas in Fleisch und Blut, die Erhebung" zu gemeinsamer Liebestat zur Rettung der verlorenen Masse das große, endliche Ziel sei, das wir zu erstreben haben — ohne Indifferenz gegen das Wort der Predigt und gegen die Erkenntnis der Kirche, vielmehr in lebendiger Kraft zur Betätigung und Besiegelung desselben". In Wirklichkeit waren es die Vertreter der Vermittlungstheologie, unter Führung von Nitzsch, Neander, Tholuck, Dorner, J. Müller, die sich zu ihm und seiner Idee der Inneren Mission bekannten. Sie mochten wohl an so etwas wie Einigung des deutschen Protestantismus durch die Tat der Liebe glauben; sie nahmen diesen begeisterten Anruf Wicherns als dessen neue Botschaft an die Kirche willig auf. Gewiß hütete sich Wichern sehr bewußt vor jeder Einseitigkeit und suchte von Anfang an auch einen Hengstenberg und die Rostocker Lutheraner Kliefoth, Krabbe, Hofmann für seine Sache zu gewinnen; vermied jeden Schein einer kirchlichen Parteizugehörigkeit und wollte am wenigsten sich mit den „Pietisten" identifizieren. Er suchte sich seinen Standpunkt über den Parteien und bemühte sich, überall das Gemeinsame herauszufinden. Die große Rede des Wittenberger Kirchentages von 1848 stellte dies Gemeinsame in der Verbindung von Glaube und Liebe fest, im bewußten Anschluß an Luther. Grundsätzlich aber fand seine „Innere Mission" doch den stärksten Halt an jenen Vermittlungstheologen, zumal dem „letzten Kirchenvater" K. J. Nitzsch. Er war der Erste, der die Innere Mission in das System der praktischen Theologie einführte. Er sah in ihr „ein Zeichen der Verjüngung und fortschreitenden Entwicklung des evangelischen Kirchenwesens" und betonte nachdrücklich ihre unanfechtbare Kirchlichkeit.

So hoffte Wichern auf dem besten Wege zur amtlichen Anerkennung der Inneren Mission durch die organisierte Kirche zu sein, so wie diese von der Generalsynode geplant war. Er durfte es hoffen, zumal sogar ein Stahl „sich jetzt für die Schaffung ungehinderter Entfaltungsmöglichkeiten neben Pfarramt, Presbyterium und Diakonat" einsetzte. „Die Synode nahm seinen Entwurf in allen wesentlichen Punkten an." Da war es der Starrsinn Friedrich Wilhelms IV., der alle diese Hoffnungen und Entwürfe zunichte machte. Er wollte, wie Gerhardt sagt, „seinem Volk und seiner Kirche alles aus eigenem Entschluß als freie Gaben seiner erleuchteten Einsicht darreichen"! Der zukunftskräftige Ansatz zur Inangriffnahme sozialer Arbeit durch die Landeskirche, die damals den besten Willen zeigte, wurde im Keime erstickt. Die Schicksalsstunde des „christlichen Sozialismus" war dank der unheilvollen Selbstherrlichkeit des Summepiskopats verpaßt.

Man möchte sich wundern, daß Wichern trotz solcher Enttäuschungen doch immer wieder seine Sache auf die Gunst dieses Königs stellt, von dessen „Intentionen" und gutem Herzen er für Preußen einmal „eine neue Zeit christlichen Lebens erhofft hatte" (S. 33). Aber es war eben der König und er allein, der Wicherns Entwürfen zur Reform des Strafvollzugs vollstes Verständnis entgegenbrachte und zugleich die Macht hatte, sie gegen den zähen Widerstand der Bürokratie durchzusetzen. Wenn nun aber Wicherns Blick weiter ging und die hohe nationale Bedeutung der Inneren Mission eben als Organ der kirchlichen Mitarbeit an dem sozialen Problem ins Auge faßte, dann mußte er doch nur zu deutlich erkennen, wie die politische Einsicht des Königs hinter allem, was Wichern gewollt, weit zurückblieb. Vollends mußten dessen Gedanken von einer internationalen Aufgabe der Inneren Mission unter solchen Umständen schöne Gedanken bleiben. Immerhin, sie haben im Verborgenen weitergewirkt, bis die unterirdische Quelle in Stock-

*) Johann Hinrich Wichern. Ein Lebensbild. Von Martin Gerhardt. 2. Band: Höhe des Schaffens 1846 bis 1857. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1928. 438 S. 10 M.

holm neu hervorbrach. Sie verdienen daher heute noch pietätvolle Erwähnung. Die einzelnen Nationen, meint Wichern, sollten voneinander lernen, und daraus sollte „ein Bewußtsein der Einheit sich erheben, das als lebendiges Geisteszentrum einen neuen Organismus der heiligsten Kräfte rettender Liebe und Weisheit erzeugt, einen Organismus, wie ihn die christliche Welt noch nicht gesehen, wie aber nur sie ihn hervorbringen kann und soll". Zunächst aber sollte es für die „soziale Reformation" „zu einer gegenseitigen Handreichung der Völker" kommen; insbesondere aber für die Innere Mission, die das Beste zu dieser sozialen Reformation tun sollte (S. 48). Wichern ersehnte nichts Geringeres als eine Zusammenarbeit der führenden europäischen Nationen Deutschland, Frankreich und England für das Reich Gottes: „das alle politischen und konfessionellen Grenzen durchschneidet". Und wirklich hatte sich eine Société internationale de charité im Anschluß an den Brüsseler Pönitentiarkongreß — dieser Umstand ist sehr bezeichnend! — unter Ausschluß aller politischen und konfessionellen Fragen gebildet. Der edle Gefängnisreformer Dr. Julius, Wicherns Freund, war deutscherseits einer ihrer Mitbegründer. „Studium aller sozialen Notstände in der arbeitenden Klasse, internationaler Austausch über die dabei gemachten Beobachtungen und über die Mittel zur Abhilfe der Not, sowie die Sorge um Verbesserung der sozialen Gesetzgebung war der Zweck dieser Gesellschaft." Die Völker sollten sich verbünden „um die Werke des Friedens"; und zwar sollten sie „im lebendigen Gefühl ihrer besonderen Nationalitäten" zusammenwirken. Wichern wollte durchaus nicht die Eigenart der Nationen bei solcher internationalen Arbeit vermischt sehen. Jede Nation sollte ihre besonderen Gaben klar und tapfer vertreten zur fruchtbringenden Zusammenarbeit.

Schaute nun Wichern so weit, wie Wenige vor und neben ihm, stand er mit seinen ökumenischen Hoffnungen auf einer so sieghaften Höhe, so ist das Eingeständnis für uns Gegenwärtige geradezu peinlich, daß aus all dem Großen und Herrlichen, was er gewollt und verkündigt hat, so gut wie nichts geworden ist. Wichern wußte doch und sagte es selbst, daß nur die Tat eine wirklich „unwiderstehliche Macht" bedeutet; daß noch so zündende Worte es nicht tun. „Jedes Wort muß zu einer Tat werden." Und doch drängt sich immer wieder die Frage auf, ob er nicht wirklich die Kraft seines Wortes überschätzt, ob er es nicht an der klaren Besonnenheit der Tat hat fehlen lassen. Hierin scheint ihm doch fast sein großer Wegenosse und Gegner Fliedner überlegen gewesen zu sein; Fliedner, der weniger geredet aber mehr ausgerichtet hat, dieweil er erreichbare Ziele ins Auge faßte und sie Schritt vor Schritt zäh verfolgte. Wir stehen hier vor der unendlichen Tragik in Wicherns Wollen und Wirken (S. 165). Er wollte die Kirche mitten in das Volksleben, in die Not des Volkes hineinführen; er wollte ihr die Überwindung des „inneren Pauperismus" zur Aufgabe setzen, so wie dem Staate die Beseitigung des äußeren Pauperismus; er wollte die Innere Mission zu dem entscheidenden Organ der „christlichen Volksrettung" erheben. Aber in alle dem schaute er wohl weit, sah aber doch nicht tief genug. Gewiß sah er die tiefste Tiefe der Volksnot, den Abfall von Gott, nur zu deutlich. Was er aber nicht sah, war die unlösliche Verflochtenheit der religiös-sittlichen Verderbnisse mit den sozial-wirtschaftlichen Lebenswidrigkeiten der Masse. So hoch wir auch Wichern die Idee von einem „christlichen Sozialismus" und schon die Prägung dieses Begriffs anrechnen — das Verständnis für das, was eigentlich Sozialismus ist, für den Riesenkomplex von Problemen, der mit diesem Worte angedeutet wird, ging über seine Kenntnisse und Kräfte. Hier blieb es bei genialen Ahnungen und laienhaften Vorschlägen. Trotz der Macht seiner Rede wurde er nicht der Mann, der einem Lassalle hätte wirksam entgegentreten können. Er konnte eben nicht Alles, und er stand zu sehr allein. Er hatte „nicht die Leute dazu", zu seinen Zielen auch die geeigneten Mittel herauszufinden; er hatte keine Mitarbeiter, die aus dem Leben des Volkes selbst heraus mit diesem fühlten, die aus eigenem Erleben sagen konnten, wo und wie mit der Hilfe einzusetzen sei. Und wenn er auch seinen Standesgenossen und der ganzen Kirche mit tiefem Ernst Buße predigte, ihr die schwere Mitschuld an der Zerrüttung des Volkslebens vorhielt — es war doch stets nur die wohlwollende, die patriarchalische Hilfe von oben herab, die er darzubieten hatte. Von oben herab aber läßt sich kein echter Sozialismus betreiben. Solange sich Wichern auf die Führer wie Bethmann Hollweg, Stahl und Mühler stützen mußte, war sein edelstes Planen und Wollen zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Halle a. S. Gustav von Rohden

Evangelische Wohlfahrtsschulen für Männer

Der Kampf um die Neugestaltung unseres Volkslebens ist nicht nur ein Kampf um die Neuformulierung unserer Erkenntnisse, sondern auch ein Kampf um das neue Wollen im praktischen Leben. An diesem haben wir uns nur allzu lange fehlen lassen. Die Vitalität der Gegenseite ist im ganzen öffentlichen Leben überraschend groß. Nach dem Krieg hat der Kampf um die innere Gestaltung der deutschen Wohlfahrtspflege begonnen, und die Anerkennung der freien Wohlfahrtspflege durch den Staat ist nur eine Etappe in diesem Kampf. Es wird versucht, in den Gemeinden in immer weiterem Ausmaß die freie Wohlfahrtspflege, d. h. hier die christliche Wohlfahrtspflege, zu verdächtigen und ihr das Wasser abzugraben. Das wird wesentlich erleichtert, wenn in den städtischen Wohlfahrtsämtern Leute sitzen, die uns und unsere Arbeit nicht kennen, dagegen weltanschaulich von vornherein uns für das Unglück der neuen Zeit halten. Es ist an der Zeit, daß diese Psychose nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch bekämpft wird. Bei dem Ausmaß der Aufgaben, die dem Evangelischen Johannesstift stiftungsgemäß aufgetragen sind, erschien es deshalb der Stiftsleitung als eine der wichtigsten Aufgaben, die evangelische Kirche auf dem Gebiet der kommunalen Fürsorge nicht ganz ins Hintertreffen geraten zu lassen, zumal in der Fürsorge eine starke seelsorgerliche Betreuung nötig ist. Auf der anderen Seite machten sich in der Zusammenarbeit zwischen Kirche und Kommune auf diesem Gebiet immer mehr Schwierigkeiten bemerkbar, weil die kirchlichen Kräfte, die die Kleinarbeit tun sollten, nicht immer über die notwendige Sachkenntnis verfügten. Die kirchliche Arbeit kann nie neben der öffentlichen Arbeit isoliert getan werden. Auch darum schien es um der kirchlichen Arbeit willen unerläßlich, nur gut ausgebildete, mit allen modernen Methoden der Wohlfahrtspflege wohlvertraute Männer in die Arbeit zu stellen.

Es ist bekannt, daß eine große Reihe von staatlich anerkannten Schulen für Wohlfahrtspflegerinnen längst besteht. Wohlfahrtspfleger konnten bisher nur an der erst kürzlich staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule von Mennicke in Berlin ausgebildet werden, die sich weltanschaulich auf sozialistischer Basis aufbaut. Die erste evangelische Schule für Wohlfahrtspfleger richtete das Evangelische Johannesstift in Berlin-Spandau im Sommer 1926 ein. 1927 folgte das Stephanstift in Hannover-Kleefeld. Diese drei Schulen haben die staatliche Anerkennung inzwischen erhalten. Während die Schule von Mennicke eine Halbtagsschule ist, sind die beiden evangelischen Schulen Ganztagsschulen. Vorbedingung für die Aufnahme ist Vollendung des 20. Lebensjahres und eine abgeschlossene Ausbildung unter Bevorzugung der Handwerker; denn der Wohlfahrtspfleger soll den nötigen Instinkt für die Not und Lage des Hilfsbedürftigen, der meist den handarbeitenden Schichten angehört, mitbringen. Daß es damit nicht getan ist, betonen unsere evangelischen Wohlfahrtsschulen ausdrücklich. Evangelische Wohlfahrtspfleger sollen von dem durch Christus erfüllten Ethos erfaßt sein und sich in der aufreibenden Kleinarbeit aus ihrer Glaubensstellung die Kraft schenken lassen, daß sie weder beamtenmäßig arbeiten, noch mit ihren Nerven zusammenklappen. Wir halten es für notwendig, daß durchschnittlich ein praktisches Jahr der Erprobung, ob die Anlagen zum Fürsorger überhaupt vorhanden sind, dem theoretischen Unterricht vorausgeht. Der theoretische Unterricht umfaßt vier Semester. Zwischen dem ersten und zweiten wie zwischen dem dritten und vierten Semester liegt je ein praktisches Vierteljahr, in dem die Schüler entweder in der offenen oder geschlossenen, in der öffentlichen oder freien Fürsorge angesetzt werden. Auf das Abschlußexamen folgt ein praktisches Jahr mit geringerer Bezahlung, nach dessen erfolgreicher Absolvierung das Zeugnis der staatlichen Anerkennung für Wohlfahrtspfleger für Preußen ausgehändigt wird, aber nicht vor der Vollendung des 25. Lebensjahres. Zwischen Preußen und Baden besteht ein Vertrag über gegenseitige Anerkennung. (Außerhalb Preußens noch zwei staatlich anerkannte evangelische Wohlfahrtsschulen für Männer: Gehlsdorf in Mecklenburg und das Rauhe Haus.)

Der Unterricht. Wer Mittelschulabschlußexamen oder Obersekundareife nicht nachzuweisen hat, muß eine wissenschaftliche Vorprüfung vor dem Provinzial-Schulkollegium ablegen, um eine gute Volksschulbildung nachzuweisen.

Die Unterrichtsfächer der vier Semester verteilen sich wie folgt: 1. Hygiene und Sozialhygiene. 2. Volkswirtschaftslehre: Sozialpolitik; Geschichte; Sozialpolitik: Grundsätzliches. 3. Psychologie und Pädagogik: Allgemeine Psychologie und Sozialpsychologie: Sozialpädagogik; Jugendpsychologie; Jugendwohlfahrtspflege; Fürsorgeerziehung; Sozialethik; Jugendkunde. 4. Wohlfahrtskunde: Geschichte der Wohlfahrtspflege; Einführung in die Wohlfahrtspflege; Einführung in das Volksbildungswesen; Wirtschafts- und Berufsfürsorge; Einführung in die Arbeit der Presse. 5. Rechts- und Verwaltungskunde: Bürgerliches Strafrecht; Fürsorgerecht; Kanzleikunde. 6. Turnen und Sport; Musik und Gesang.

Bisher nahm die Wohlfahrtsschule des Johannesstifts Bewerber, die ihre Bedingungen erfüllten, mit voller Verpflegung und Wohnung auf zu einem Preis von 120 Mark monatlich. Bei der Überfüllung der Gebäude wird künftig auch ein Teil der Schüler außerhalb des Stifts wohnen und 240 Mark jährlich Schulgeld zahlen. Die Berufsmöglichkeiten richten sich je nach der Wahl des Hauptfaches. Zugelassen sind für Wohlfahrtspfleger drei Hauptfächer: Jugendwohlfahrtspflege; Wirtschafts- und Berufsfürsorge; Allgemeine Wohlfahrtspflege. Anstellungsmöglichkeiten sind also: Erzieher, Fürsorger, Berufsberater, Sozialbeamter, Kirchlicher Wohlfahrtspfleger, Stadtmissionar, das ganze Gebiet der öffentlichen Mission usw., je nachdem man die freie oder die öffentliche Wohlfahrtspflege wählen will. Der spätere Aufstieg in entsprechende leitende Stellungen ist für besonders Befähigte möglich.

Da es bis heute noch keine besondere akademische Prüfung für leitende Stellungen in der Wohlfahrtspflege gibt, wird eine Absolvierung der Wohlfahrtsschule auch für diese Akademiker gewünscht. Die Aufnahmen in die Wohlfahrtsschule des Johannesstifts finden regelmäßig zum April bis Anfang Mai statt.

Im Stephanstift dürfte manches etwas anders sein. Es empfiehlt sich deshalb, jedesmal die besonderen Prospekte einzufordern, die auch von der Hauptverwaltung des Evangelischen Johannesstifts Berlin-Spandau gern versandt werden *).

Berlin-Spandau Adolf Gaul

Musikbericht

1. Die Entdeckung einer alten Klangwelt — 2. Musik zum Singen — 3. Musik für die Orgel

1

Wenn wir unser heutiges Musikleben genauer betrachten, so erkennen wir hier die gleichen Tendenzen, wie sie auch unser übriges Leben kennzeichnen; unser Musikleben steht in notwendigem und engem Zusammenhang mit allem, was uns heute auch sonst bestimmt in unserm Tun und Denken. Auflösung einer scheinbar unantastbaren Tradition und Suchen nach einer neuen, unserer Zeit gemäßen Art zu musizieren, das sind die beiden deutlich erkennbaren Tatbestände, Ergebnisse der Erschütterungen, die der Krieg und das anschließende Jahrzehnt über uns gebracht haben. Es verlohnt wohl, dieser Auflösung des Alten und diesem Suchen nach einem Neuen einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Die neue Lage, die heute unsere Lage ist, wurde aufgezeigt in der Entdeckung eines Sachverhalts, der heute nicht wieder verdeckt werden kann: daß jede Stilperiode ihre eigene Klangwelt hat und daß ein Musikwerk nur in der Klangwelt wirklich klingt, in der es geschaffen wurde. Wie völlig neu diese Erkenntnis war, macht man sich am besten klar an den zahlreichen Ausgaben alter Musik, etwa für Orgel oder Klavier oder auch für gemischten Chor, die vor dem Kriege herauskamen und die fast ohne Ausnahme die alte Musik zur Geltung bringen wollen mit den Ausdrucksmitteln des modernen Instruments, bzw. der modernen Gesangstechnik.

Hier ist es das Verdienst des Freiburger Musikgeschichtlers Wilibald Gurlitt, in musikwissenschaftlicher Untersuchung die Unmöglichkeit solcher Wiedergabe aufgezeigt zu haben. Vor allem die praktische Ausübung alter Musik in seinem **Collegium musicum** brachte ans Licht, daß die Wiedergabe alter Musik auf modernen Instrumenten ein Unding ist; die ersten Versuche, auf alten, zum Teil rekonstruierten Instrumenten zu spielen, zeigten, daß das Musikwerk mit der Klangwelt der ihm zugehörigen Instrumente so eng verbunden ist, daß es nur mit diesen wirklich wiedergegeben wird. In einem neueren Aufsatz hat Gurlitt seine Arbeit selbst charakterisiert: „Hier war es die immer weiter vordringende Erkenntnis, daß das Studium und Verständnis eines musikalischen Kunstwerkes, insbesondere älterer Herkunft, ein streng angemessenes Hören seiner stilechten Wiedergabe und seiner aus dem (stets nur skizzenhaften) Notenbild herauszulesenden adäquaten Verwandlung in Klang zur Voraussetzung haben muß, daß jedwede Musik ihre ureigene Klanglichkeit besitzt, jedwedem Satzstil ein bestimmter Klangstil notwendig zugeordnet ist — ein Klangstil, der jeweils nur auf denjenigen Instrumenten und in derjenigen Zusammenstellung des Instrumentariums wiedergegeben werden kann, für die er ursprünglich geschaffen ist, durch deren Vermittlung allein er seine letzte Schönheit offenbart [1])."

Gurlitts entscheidender Schritt in die Öffentlichkeit galt der Klangwelt der Orgel. Eigens für das Freiburger Musikwissenschaftliche Institut wurde nach den Angaben des Michael Praetorius (1618) sowie nach dem Vorbild erhaltener Orgelpfeifen und originaler Blasinstrumente des frühen 17. Jahrhunderts die erste „Praetorius-Orgel" gebaut und 1921 eingeweiht. „Die Orgelmusik von Praetorius und Scheidt", so schrieb damals Karl Hasse, „wird erst voll verständlich" durch die Wiedergabe auf dieser Orgel, deren Klang „nicht die Verschmelzung der Farben, sondern ihr unvermitteltes Nebeneinander, kein stimmungsvolles Helldunkel, sondern ein klares, offenes Licht" darstellt [2]). Die Praetorius-Orgel bedeutet die grundsätzliche Aufhebung dessen, was man vor etwa 100 Jahren unter französischem Einfluß an der Orgel vorgenommen hatte: ihrer Romantisierung, ihrer Umstellung von der vermeintlich zu wenig ausdrucksvollen Barockorgel zur Ausdrucksorgel (**orgue expressit**). Die Praetorius-Orgel hatte den Anstoß gegeben. Nun kamen die Fragen zu fruchtbarer Aussprache, und unter ihrer Anregung fanden die Umbauten und Neubauten der letzten Jahre statt; man hatte gelernt, daß die Orgel des vorigen Jahrhunderts ungeeignet ist zur Wiedergabe der polyphonen Musik, und das heißt auch der besten Kirchenmusik des Protestantismus.

Die Arbeit an der Orgel öffnete zugleich den Zugang zu der Klangwelt der in ihr verwandten Instrumente. Es zeigte sich, daß ihre Streicher nicht den Klang der uns vertrauten Familie der Geigen (Geige, Bratsche, Cello) haben, sondern den der Gamben, die im Klang der Laute nahe stehen und die noch heute das Baßinstrument stellen: die heutige Baßgeige ist in Wahrheit eine Baßgambe, während Tenor-, Alt- und Soprangambe durch die entsprechenden Geigen verdrängt sind.

Ebenso wie bei den Streichern zeigt sich der Unterschied der Klangwelt bei den Bläsern. Die Flöte der alten Orgel ist nicht Querflöte und Konzertflöte mit ihrer der Geige verwandten Klangwelt, sondern die Blockflöte, die ebenfalls als Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßflöte im Brauch war. Die Beobachtung, daß die mehrstimmigen Sätze des 17. Jahrhunderts in Sopran, Alt und Tenor genau den Stimmumfang der entsprechenden Blockflöte einhalten, sowie ein Blick in die Sammlungen alter Instrumente zeigen, daß diese Flöte geradezu als Richtmaß des damaligen Musizierens gelten kann [3]).

Ein weiteres Instrument schließt sich an: das Klavier. Wenn Peter Harlan in Markneukirchen heute — außer seinen Lauten, Gamben, Blockflöten — wieder Klavichorde baut [4]) und wenn eine Jenaer Pianofortefabrik (Gebr. Glaser) nach den Anweisungen des Privatdozenten Dr. Dankert ein Cembalochord herstellt, das unter Verwendung der Anschlagtechnik des modernen Klaviers den Klang des Cembalos bewahrt, so sind das alles Arbeiten aus der Erkenntnis heraus, daß das heutige Klavier mit seiner akkordischen Klangfülle außerstande ist, die Klaviermusik des Generalbaßzeitalters bis hin zu Mozart, diese auf Melodie aufgebaute Musik, angemessen wiederzugeben.

Ein letztes Instrument soll noch genannt werden, das man kaum in diesem Zusammenhang erwarten wird: die Glocken. Erst kürzlich hat Hugo Löbmann in seiner lesenswerten kleinen Glockenkunde [5]) nachgewiesen, daß der Akkordklang — mehrere Glocken im Akkord angeordnet — infolge der den Akkord störenden Obertöne musikalisch weit zurücksteht hinter dem Melodieklang der anerkannten alten Großgeläute, die mehrere Glocken in der Tonleiterfolge zu immer neuer Melodie vereinen.

Was hat das alles mit unserer musikalischen Lage zu tun? Nun, das alles ist unsere Lage. Die Klangwelt des vorigen Jahrhunderts ist Vergangenheit, und wir sind auf der Suche nach der uns eigenen Klangwelt — denn die des Jazz und des mechanischen Instruments ist trotz vieler Begeisterung nicht unsere eigene, sondern eine bodenfremde. Gerade in diesem Augenblick entdecken wir an der alten Musik, daß jede Epoche ihre eigene Klangwelt hat, und entdecken zugleich, daß eine vergangene Klangwelt in ihrer Geschlossenheit und Klarheit heute Viele stärker anspricht als die, in der wir aufwuchsen. Einige Beispiele. Ein Freund berichtet mir von der Pressakirche: das Stärkste an ihr sind die Glocken; sie sind Anruf, dringende Einladung, wie er sie noch nie von Glocken gehört hat. Der Grund ist uns jetzt nicht mehr verwunderlich, die Glocken klingen in der Tonleiterfolge. — Otto Bartning sucht eine Orgel für seine neue Kirche, aber alle Orgeln, die er hört, sind zu weich für den strengen Bau. Zufällig und ohne Bescheid zu wissen, hört er eine der neuen Praetorius-Orgeln und weiß sofort, das ist die Orgel, die er braucht. — Ein begeisterter Bericht über einen Hausmusik-Abend in Berlin; ein paar Leute haben singend und auf ganz einfachen Instrumenten spielend Weihnachtsmusik gemacht. Im Mittelpunkt des Instrumentenspiels stand das Zusammenspiel von Laute und Blockflöte.

So ist es keineswegs eine bloß historische Angelegenheit, wenn Gurlitt zur Zeit einen Faksimile-Neudruck der deutschen **Organographia** des Michael Praetorius herausgibt und einleitet [6]), jenes Werkes, auf dem seine Praetorius-Orgel aufgebaut ist und das darüber hinaus mit seinen 42 Tafeln eine Enzyklopädie des deutschen Musikinstrumentariums zu Beginn des 17. Jahrhunderts darstellt, — nicht allein Organisten, Instrumentisten, Orgel- und Instrumentenmachern samt allen den Musis Zugetanen ganz nützlich und nötig, sondern auch Philosophis, Philologis und Historicis sehr lustig und anmutig zu lesen, wie Praetorius selbst auf dem Titelblatt urteilt.

Gurlitt ist nicht in Gefahr, die Wiederbelebung einer vergangenen Klangwelt als etwas Endgültiges anzusehen. Er sieht deutlich, daß es sich hier um ein Durchgangsstadium handelt auf dem Weg zu der uns eigenen Klangwelt. Was er für die Orgel sagt [7]), gilt im gleichen Sinn für jedes Treiben der alten Musik: Erst wenn der Blick auf das eigene Klangideal und die uns eigene

*) Das Verhältnis von staatlich-profaner und kirchlich-religiöser Wohlfahrtspflege interessiert uns schon lange. Aber es ist uns noch nicht gelungen, einen umfassenden, bei berechtigter Einseitigkeit wirklich fördernden Aufsatz darüber zu erlangen. Vielleicht gibt obiger Artikel jemandem den Anstoß dazu. Es empfiehlt sich aber vorherige Verständigung mit der Redaktion. D. H.

[1]) Wilibald Gurlitt, Zur gegenwärtigen Orgelerneuerungsbewegung in Deutschland, S. 21. In der neuen Zeitschrift „Musik und Kirche" 1929, 1. Heft, S. 15 ff. — Vgl. auch die Berichte über die Tagungen für deutsche Orgelkunst 1926 und 1927, beide im Bärenreiter-Verlag in Kassel.

[2]) Zeitschrift für Musikwissenschaft, Jahrgang 4, S. 127 f.

[3]) Waldemar Woehl, Handhabung und Verwendung der Blockflöte. Die Musikantengilde, 1928, Heft 5.

[4]) Vgl. seine Berichte in der Singgemeinde. 2. Jahrgang, Heft 4, S. 96 und 3. Jahrgang, Heft 6, S. 178 ff.

[5]) Das Glockenideal. Gedanken und Ratschläge. Von Hugo Löbmann. Berlin, Verlag der Germania A.-G. 1928. 121 S. 1.80, geb. 3 M. — Hier werden auf Grund langjähriger Erfahrung alle Fragen besprochen, über die man bei einer Neuanschaffung, aber auch beim einfachen Gebrauch einer Glocke Bescheid wissen muß.

[6]) Der Bärenreiter-Verlag in Kassel hat die Subskription eröffnet. Der Preis beträgt bis zum Tag des Erscheinens 15, für das gebundene Exemplar 20 und 30 M. Ein ausführlicher Prospekt wird kostenlos abgegeben.

[7]) Musik und Kirche 1929, 1. Heft, S. 26.

Sendung gerichtet ist: „erst dann wird das Studium der Geschichte der Orgel uns die Ohren öffnen für neue Bedeutungsmöglichkeiten, für einen neuen Sinn der Orgel in der Gegenwart, uns befähigen, in ihrem unaufhörlichen Gestaltwandel die letztlich führenden, zukunftweisenden Kräfte und Strebensrichtungen zu erblicken." Wilhelm Wolff

Bücher und Schriften

Welches war die älteste Religion Israels? Von Georg Beer. Gießen, Töpelmann 1927. 39 S. Gr. 8°. 1.50 M.

Die Frage, welche Religion Israel, genauer diejenigen hebräischen Stämme, die nachmals das Volk Israel bildeten, besaßen, besteht, seitdem man weiß, daß die biblische Überlieferung neben dem behaupteten Urmonotheismus und Urjahwismus zahlreiche Spuren primitiverer Religionsformen enthält und daß die enge Verbindung zwischen Israel und Jahwe erst aus mosaischer Zeit stammt. Beer gibt hier nicht bloß eine gute Zusammenstellung des in Betracht kommenden Materials, sondern auch eine zum Teil neue Beantwortung der Frage vom heutigen Stand der allgemeinen Religionsgeschichte aus. Die älteren Theorien vom Animismus, Ahnenkult, Totemismus usw. treten zurück gegenüber der neueren vom „Dynamismus", der „Macht-Vorstellung. Wertvoll ist der Nachweis von Ansatzpunkten für die spätere höhere Entwicklung: soziale und ethische Züge schon beim Stamm- und Ahnengott; aus dem Heiligkeitsbegriff die Leidenschaftlichkeit, die der Jahwegestalt immer eigen blieb; auch der Dynamismus in sie aufgenommen. In der Art des Problems, in der Unsicherheit mancher Rückschlüsse liegt es begründet, daß man öfter auch anderer Meinung sein kann, ohne daß dadurch Wert und Nutzen der Schrift vermindert würden. Walter Baumgartner

Fleisch und Geist nach Luthers Lehre unter besonderer Berücksichtigung des Begriffs Totus homo. Von Erdmann Schott. Leipzig, Deichert 1928. 95 S. Geh. 3.50 M.

Die auf eine sehr sorgfältige Sammlung des Materials sich stützende Untersuchung anthropologischer Grundbegriffe der Theologie Luthers (Fleisch, Geist, Fühlen, Glauben, das böse und das gute Gewissen, der alte und der neue Mensch) ist methodisch durch die Klarheit der Analyse dieser entscheidenden Begriffszusammenhänge ausgezeichnet. Das wichtige Ergebnis, daß der Mensch Geist ist, sofern er im Glauben an das Wort ein „gutes Gewissen" hat, während er ohne die Bezogenheit auf Christus ein „böses Gewissen" hat, führt den Verfasser dazu, von einem theologischen Gewissensbegriff zu reden, der nur mit Bezug auf das Wort Gottes gewonnen wird. Allenthalben stellt Schott nun ein Nebeneinander von profanen und theologischen Begriffen fest, das er als sachgemäße Überbietung der psychologischen Betrachtung durch eine theologische versteht. Freilich beruhigt sich die Konstatierung dieser Stufenfolge bei der Proklamierung der theologischen Begriffe, die über die profanen Begriffe hinausgehen sollen. Damit ist aber das Problem noch nicht ganz erfaßt und die wirkliche Interpretation erschwert, die nur durch eine radikalere Analyse der Begriffe selbst (etwa des Gewissens) möglich ist. Günter Jacob

Die Deutsche Aufklärungsphilosophie. Von Cay von Brockdorff. Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Abt. 6, Band 26. München, E. Reinhardt 1926. 180 S. 3.50 M., geb. 5 M.

Die Aufklärungsphilosophie wieder zu Ehren zu bringen, ist ein wichtiges Anliegen der heutigen Wissenschaft. Der Verfasser hat auf knappem Raum eine große Masse von Personen und Ereignissen, Gedanken und Fragen zu bewältigen gehabt. Diese Kürze ist dem Autor wie dem Leser unbefriedigend. Aber die Schrift gibt Anregung zur weiteren Vertiefung in eine Zeit, wo das deutsche Geistesleben sich besonders reich entfaltet hat. Literaturangaben und zahlreiche Anmerkungen leiten dazu an, sich in unbekanntere Gebiete der Aufklärung hineinzufinden.
Karl Bornhausen

Natur und Seele. Ein Beitrag zur magischen Weltlehre. Von Edgar Dacqué. München und Berlin, R. Oldenbourg 1926. 201 S. Geb. 6.50 M.

Dieses als Zeichen der Zeit außerordentlich bedeutsame Buch mit leichtem Spötteln abzuschütteln, wie es der Herausgeber der Keplerbundzeitschrift „Unsere Welt", der sonst so vortreffliche Bavink, getan hat, halte ich für eine — sagen wir Unmöglichkeit. Dort ist gewagt, der Überschrift den Nebentitel zu geben: „oder die Rückkehr zum Fidschiinsulaner"! Dazu ist denn doch ein Mann wie Dacqué wissenschaftlich zu angesehen. „Wer von uns wollte wagen, so sagte mir ein angesehener Paläontolog, an der Wissenschaftlichkeit eines Dacqué zu zweifeln?" Dazu ist ferner das neue Buch zu geschlossen und einheitlich. An dem letzten, dem so viel verbreiteten (schon in 4. Auflage erschienenen) „Urwelt, Sage und Menschheit" *), konnte man mit Recht ein Schwanken zwischen Wissenschaft und Spekulation, sicherem Experimentalboden und freiem Phantasieflug der Lüfte aussetzen, also etwas Uneinheitliches, wie es auch hier von uns ausgesprochen worden ist. Aber das neue Buch ist einheitlich, klar in sich und geschlossen. Es ist die entschiedenste Abkehr von der rein rationalen Naturansicht, die bis jetzt geschrieben worden ist, und als solche ein Zeitsymptom ersten Ranges.

Was Dacqué sucht, ist die „magische Weltsicht". Über die rein intellektuale, mechanistisch-kausale hinaus, die ja überall an das Inkommensurable stößt, müsse es noch eine andere geben, die „rational nicht auflösbar", also irrational (nicht imaginär) ist; keine bloß dichterische, ästhetische etwa, also ein Phantasiegebilde, sondern eine Erfassung von Wirklichkeiten mit Hilfe anderer als der rein rationalen Funktion. Diese andere Funktion, die jeder Mensch hat, am meisten aber der primitive Mensch, ist die Intuition, das „Schauen". Der reine Intellekt hat zuviel versagt, zuviel getötet, „zu geistiger Anarchie und zur Verödung der Seele" geführt. Darum sind wir „wissenschaftsmüde". „Das Zeitalter der mechanistischen Tyrannis ist zu Ende." Schon meldet sich wieder mit lautem Aufschrei die Seele, die sich immer schweigend hatte beugen sollen vor dem Thron der Göttin Vernunft (S. 6). Das Buch redet einer Sehnsucht nach Erlösung und Erlöser das Wort und beginnt mit den bezeichnenden Worten: „Es gibt nur eine wichtige Frage im Dasein: das ist die nach der Seele des Menschen."

Dacqué entwickelt in 28 Kapiteln das Wesen dieser überrationalen, wohl nicht ganz glücklich als „magisch" bezeichneten Weltsicht. Das Wort klingt zu sehr an Rechtfertigung der Zauberei oder spiritistisch-okkulter Spielerei an, von denen er sich doch bestimmt losfagt (S. 84 f. u. ö., S. 66 f. mit geradezu seelsorgerlichen Worten). Die Gefahr der Magie liegt ihm fern, wenn er auch an manchen Punkten recht weit geht, z. B. S. 121, wo er die merkwürdige Doppelfälligkeit mancher Geschehnisse fast abergläubisch behandelt. Ich kann da nicht mit und kann ihm überhaupt nicht immer folgen. Ich weiß auch nicht, wie die gewiß interessanten Darstellungen der „Hellsichtigkeit" ursprünglichen, primitiven Menschentums, die doch auf den Boden der wissenschaftlichen Untersuchung gehören müßten, irgendwie nachzuweisen sein sollten. Hier setzt ein Spiel der Phantasie ein, das eben doch ins Dichterisch-ästhetische führt.

Aber das ganze Buch ist doch in seiner einheitlichen Auffassung und in seiner edlen, herzenswarmen Sprache so ergreifend, in seiner Abkehr von engen Fesselungen und seiner Sehnsucht nach Befreiung von der niederen Natur so bezeichnend, daß es ganz ernst genommen werden muß. Ich glaube, es wird, wenn es auch vielfach abgelehnt werden wird, dennoch ein programmatisches Führerbuch werden. Einerseits ein Schlußstein zu einem abgeschlossenen Zeitalter, anderseits ein Schlüssel zu einer neuen Welt. Kapitel wie die über das Opfer und über das Wort sind herrlich zu lesen. Wer einen tiefen Einblick haben will in die Stimmung, die sich aus naturwissenschaftlichen Kreisen losringt, und die sich nicht mehr mit „romantisch" oder „schwärmerisch" abtun läßt, der lese das Buch und lasse sich durch Kritiken nicht irre machen, die mit falschen Maßstäben herantreten und dem Buche nicht gerecht werden. Arthur Neuberg

Naturforscher und Erfinder. Biographische Miniaturen. Von Professor Dr. Ludwig Darmstädter. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1926. 188 S. 38 Abbildungen. 10 M.

Das Buch enthält die Charakteristik von fünfzig Naturforschern, die in der Allgemeinheit vielfach nicht hinreichend bekannt sind. Es ist durchaus fachmännisch geschrieben und für die Geschichte der Naturforschung ein vortreffliches Quellenbuch; für das eigentlich Biographische würden die allgemein kulturellen Gesichtspunkte und Ausblicke fehlen. Auf manchen Seiten ein Schuldbuch der Kirche, die sich früher, wie bekannt, oft recht verkehrt zur Naturforschung gestellt hat; um so wichtiger für uns, dies Buch zu kennen. Arthur Neuberg

Die Schulpolitik der evangelischen Kirche Preußens. Von Hans Schlemmer. Görlitz, Huttenverlag 1928. 47 S. Geh. 1.60 M.

Die kleine Schrift des bekannten Religionspädagogen und Vorsitzenden des Reichsbundes für Religionsunterricht und religiöse Erziehung unterzieht die Schulpolitik der heutigen evangelischen Kirche der altpreußischen Union der schärfsten Kritik. Schlemmer glaubt, an zahlreichen Einzelzügen nachweisen zu können, daß die gesamte evangelische Kirchenpolitik in Preußen bestimmt ist durch eine instinktiv feindliche Einstellung gegenüber dem neuen Staat. Er sieht das Charakteristische der gegenwärtigen Situation in der Selbstverständlichkeit, mit der Kirche und Rechtsparteien als zusammengehörig betrachtet werden. Dieser grundsätzlichen Einstellung gegenüber dem neuen Staat entspräche die unverhohlene Abneigung weitester kirchlicher Kreise gegenüber dem heutigen preußischen Unterrichtsminister D. Dr. Becker und seinen Mitarbeitern, sowie das abfällige Urteil über das heutige preußische Schulwesen, dem der sittliche und religiöse Gehalt weithin abgesprochen werde. Auf dem Gebiete des Religionsunterrichts wirke sich die kirchliche Schulpolitik im vollsten Gegensatz zu der Stellungnahme der Religionslehrerschaft aller Schulgattungen aus. Dadurch werde die Kluft zwischen Pfarrerschaft und Lehrerschaft, die sich schon zu schließen begonnen hätte, bedauerlicherweise wieder neu aufgerissen: „und zwar soweit, daß man manchmal an einer Überbrückung schier verzweifeln möchte". Noch verhängnisvoller aber sei das offenkundige Bestreben der evangelischen Kirche Preußens, das gesamte deutsche Bildungswesen zu konfessionalisieren. Die Art und Weise, wie die preußische Kirche den Kampf um den

*) Vgl. CW 1926 Nr. 1 Sp. 29. — Der Druck obiger Anzeige hat sich verspätet. Vgl. nächste Nummer. DH

„Keudellschen" Reichsschulgesetzentwurf geführt habe, hätte hier die letzten Prinzipien und ihre Auswirkung in erschreckendem Ausmaße offenbar werden lassen. Sie unterschieden sich in nichts mehr von denen der katholischen Kirche, der es in allem gleichtun zu müssen heute ja Grundsatz der evangelischen Kirche Preußens sei. In anderen deutschen evangelischen Landeskirchen (z. B. Thüringen, Baden, Hessen-Darmstadt) gehe man in der Schulpolitik genau den entgegengesetzten Weg, und zwar in wohlverstandenem und wohl berücksichtigtem Interesse der Kirche selbst, der es — wenn anders sie eine wahre Volkskirche sein wolle — immer um die Gesamtheit zu tun sein müsse. Die evangelische Kirche der Altpreußischen Union dagegen dränge durch ihre verhängnisvolle Kirchen- und Schulpolitik sowohl die gesamte Bildungswelt als auch das Proletariat aus der Kirche heraus und sei im Begriff, sich zur Sekte hin zu entwickeln und zwar zu einer letzten Endes unfrommen Sekte, die mit ihrer Illusionspolitik und ihrer Illusionspädagogik sich immer weiter von dem ungeheueren Wirklichkeitsernst des Evangeliums entferne.

Das sind schwere Vorwürfe und schlimme Prognosen. Der sie stellt, ist Mitglied der Provinzial- und Generalsynode, des Provinzialkirchenrats und stellvertretendes Mitglied des Kirchensenats, also ein Mann, dem es an gründlicher, aus der unmittelbaren Anschauung gewonnenen Sachkenntnis nicht fehlt. Was Schlemmer zur Abfassung seiner Schrift getrieben hat, ist nach seinem eigenen Bekenntnis die heiße Liebe zu seiner Kirche: „eine Liebe, die sich nicht erbittern läßt und nicht aufhört, zu glauben und zu hoffen". Weil er seine Kirche nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben, will er mit dieser Schrift alle Gleichgesinnten, vor allem im Kreise seiner Berufsgenossen und im Kreise der Jugend, aufrufen zum „Kampf gegen die Kirche für die Kirche".

Der Kampfruf ist nicht ungehört verhallt. Auch bei Beurteilern, die in vielen Dingen ganz anders eingestellt sind, hat Schlemmer Zustimmung gefunden. Auf Andere hat die Schrift wegen ihrer „gewollten oder ungewollten, begründeten und unbegründeten Bloßstellungen" sehr unerfreulich gewirkt. Ein Kritiker glaubt, durch Herausstellung einer erheblichen Zahl von Unrichtigkeiten und Entstellungen den Nachweis erbracht zu haben, daß man es hier mit „einer erstaunlich oberflächlichen und tendenziösen Schrift" zu tun habe; aber ihre Grundtendenz hat er nicht zu widerlegen vermocht. Damit gibt er trotz seiner abfälligen Kritik zu, daß Schlemmer mit seinen Anklagen und Befürchtungen im letzten Grunde Recht hat. Ich wünschte, daß seine Schrift von recht Vielen gelesen würde, und zwar mit demselben Verantwortungsbewußtsein und derselben kritischen Schärfe, mit der sie geschrieben ist, um unserer evangelischen Kirchen willen. Kurt Körber

Noah und das damalige Weltgericht. 1924. 258 S. 4.50, geb. 6. **Weltstaat und Gottesreich.** Im Lichte des Propheten Daniel Kap. 1—6. 1928. 258 S. 4.40, geb. 5.80 M.

Von Jakob Kröker. Wernigerode, „Licht im Osten" Verlag.

Der Leiter des ehemaligen Wernigeroder Seminars für die Evangelisierung Rußlands gibt in den vorliegenden beiden Bänden sehr beachtenswerte Proben seiner Auslegung des Alten Testamentes, die mit Schlagworten wie „pneumatisch" nur schlecht gekennzeichnet ist, und die er selbst richtiger „gläubig" nennt. Ferne liegt ihm irgendwelche chiliastische Ausdeutung; sein Bemühen ist darauf gerichtet, aus dem kritisch verstandenen Texte die Gesetze des göttlichen Waltens in der Geschichte herauszustellen. Damit führt er in begrüßenswerter Weise über die rein individualistische Schriftauslegung hinaus und zeigt den Gott, der unabhängig von uns das Geschehen zur Heilsgeschichte werden läßt. Sein Hauptgedanke ist: Jerusalem wird immer wieder durch eigene Schuld Babel, darum wird auch immer wieder das Gericht über Jerusalem vollzogen, aus dem nur ein kleiner Teil gerettet wird. In glücklicher Weise führt er dabei über den formalen Geschichtsbegriff der „dialektischen Theologie" hinaus und macht gerade das konkrete Gegenwartsmoment am jeweiligen Geschichtsablauf zum religiösen Problem. Krökers Schriften packen durch ihren Ernst und ihre Nüchternheit und sind Musterbeispiele einer Exegese, die ohne künstliche Allegorese den typologischen Gehalt des Alten Testamentes herauszuarbeiten versteht. Er ist ebenso weit entfernt von der spekulativen Neugier gewisser Sekten wie von den Selbstrechtfertigungen einer idealistischen Geschichtsphilosophie. Seine Schriften können gewiß nicht den Pfarrern die Benutzung kritischer philologischer und historischer Werke entbehrlich machen, aber sie zeigen ihm, wie er mit gutem Gewissen auch das Alte Testament als Offenbarung Gottes benutzen und der Gemeinde empfehlen kann.

Otto Piper

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Ernst Bücken. Als erster Band liegt vor:

Die Musik des Rokokos und der Klassik. Von Ernst Bücken. Wildpark-Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1928. 248 S. in Großformat, mit 13 zumeist farbigen Tafeln. Preis — nur in Subskription auf das ganze Werk — 18.40 M.

Schon die großzügige Anlage dieses „Handbuchs der Musikwissenschaft", verbunden mit der sachgemäß und deshalb gut getroffenen Auswahl seiner Mitarbeiter, müßte den Musikfreund aufmerken lassen — wir berichteten bereits von dem Erscheinen dieses Werks CW 1928 Sp. 482. Nun liegt ein erster Band abgeschlossen vor: die Behandlung der Musik von den Anfängen des galanten Stils (Anfang des 18. Jahrhunderts) bis zur Hochklassik — in Deutschland Haydn und Mozart — aus der Feder des Herausgebers, des Kölner Musikhistorikers Ernst Bücken.

Jede der behandelten Epochen — den galanten Stil als die Überwindung des musikalischen Barocks unter dem Einfluß des Rationalismus, den empfindsamen Stil aus dem Sturm und Drang, der ihm um die Mitte des Jahrhunderts zur Seite trat, und den Kräfteausgleich beider in der klassischen Zeit — jede dieser Epochen verfolgt Bücken zunächst in ihren Anfängen in den Nachbarländern Italien und Frankreich, von denen das musikalische Deutschland des 18. Jahrhunderts abhängig war. Das so gewonnene Bild der Tendenzen einer Zeit dient zum Hintergrund für das Schaffen in Deutschland, das die Anregungen von außen aufnimmt und bald nur wenig, bald charakteristisch verändert. Letzteres vor allem bei Emanuel Bach, Willibald Gluck, Joseph Haydn, Wolfgang Mozart.

Über das Lebensschicksal dieser Männer erfahren wir nur das, was zum Verständnis ihres Werks notwendig oder bedeutsam ist; in dies Werk einzuführen, hat das Handbuch sich zur Aufgabe gemacht. In eingehender Darstellung lernen wir sie kennen, den „Hamburger Bach", den Schöpfer des deutschen empfindsamen Klavierstils, von Haydn und Mozart als ihr Lehrer verehrt; Gluck, den Vollender des musikalischen Dramas, der die verzweigten Fäden der Stilentwicklung zur Einheit zusammenfaßt; Haydn und Mozart, die so Vieles gemeinsam haben und doch durch den Umkreis ihres Erlebens weit voneinander geschieden sind: der eine mit dem Naturhymnus der „Schöpfung", der andere mit seinen Entdeckungsfahrten im Gebiet des menschlichen Lebens. Dieser Unterschied weist über die Epoche hinaus: „Der Geist, der in die Natur ebenso wie in das Menschenherz gleich abgrundtief hineinschaute, stand jenseits dieser Grenze: Beethoven." So weist der vorliegende Band hin auf den anschließenden, in dem Bücken die Musik des 19. Jahrhunderts behandeln wird.

Das „Handbuch der Musikwissenschaft", soweit es bis heute vorliegt, hat die Erwartungen, die man hegen konnte, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Es beginnt hier eine Musikgeschichte zu erscheinen, wie sie in ihrer umfassenden Darstellung uns bisher gefehlt hat: die Musik dargestellt in dem Stilbild ihrer Epoche mit allen ihren Lebensäußerungen. Die zahlreichen, zum Teil umfangreichen Notenbeispiele, im vorliegenden Bande 206, lassen die Musik selbst reichlich zu Wort kommen; die 147 Abbildungen im Text zeigen, wie sich diese Musik im geselligen und festlichen Leben und in der Illustration ihrer Zeit darstellt, während die sehr gut ausgeführten Tafeln meist zeitgenössische Bilder der Komponisten bringen; der Text führt an Hand der Beispiele in das musikalische Schaffen ein, gibt die wichtigsten historischen Daten und zeigt, ohne durch Einzeichnen allzu vieler Linien zu verwirren, wie das Leben der Musik durch die Epochen hindurchströmt. Diese drei Faktoren, Text, Noten und Bilder, sind so glücklich miteinander verbunden, daß sie als ein Bild auf den Leser wirken und das Lesen und Sich-einführen-lassen zum Genuß machen.

Wir werden über das Handbuch, dessen Lieferungen in rascher Folge erscheinen, jeweils berichten, sobald ein weiterer Band abgeschlossen vorliegt. Wilhelm Wolff

Stifter in Kirchschlag. Roman. Von Julius Zerzer. München, Georg Müller 1928. 352 S. 7 M.

Wenn es sich, ohne die Beziehung zu Stifter, nur um die Erzählung dieses Buches handelte, dann allein schon wäre es freudig zu begrüßen. Die Stille dieser geklärten, so ganz in sich selber ruhenden Dichtung ist beglückend. Große Resignation wie eines leisverschleierten und doch wundervoll sonndurchglänzten herbstlich „nachsommerlichen" Tages. Es geschieht ja doch so wenig — ein Mensch verlebt seinen Urlaub, sieht Menschen, freut sich in seiner Kinderlosigkeit eines kleinen Mädchens ... ein Weib, die als Magd dient, findet ihren Gatten wieder, das Kind den Vater, und der die Kleine adoptieren möchte, muß sich in seiner Enttäuschung des Glückes der Anderen freuen ... und alles dies geschieht eigentlich auf den letzten 40 bis 50 Seiten des Buches. Und wenn es vorher darinnen war, dann war es wie aufgelöst im groß-Allgemeinen des wirkenden Schicksals, in Natur und Landschaft, Himmel und Welt — und sich konzentrierend, sammelnd aus allem Vielleicht und aus mancherlei Bedingtheit lösend, erfüllt sich in diesem Geschehen wie unmerklich und fast selbstverständlich die Form dieser Dichtung selbst. Dieses weitgeweiteten Idylls, dieser groß seelischen Landschaft, dieses Geschehens, wie jenseits aller Menschenberechnung fern unendlich gewollt, da der Dichter Stifter so ganz anders. als ihm zu sehen möglich war, Werkzeug im größeren Schicksal ist. Und was alles Gutes zu sagen ist für den Gestalter Zerzer, dessen Wohnort des früheren Schulrats Stifter Amtsort ist, der also in diesem Buche die Natur seiner eigenen Heimat gestaltet: wie groß die Berge vor uns aufstehen, die unendlichen Abende! wie wirklich er das alles im ruhigen Gleichstrom seiner Sprache zu sagen weiß! Nicht das Letzte aber ist die Gestaltung der Stifterschen Seele, die uns das Buch und seinen jungen Dichter wert macht. Gar nichts Literarisches, aber doch ist das ganze äußere und innere Leben Stifters in diesen zwei Wochen in Kirchschlag (seiner alternden Zeit, da er am „Nachsommer" arbeitet) gegenwärtig.

Erich Bockemühl

Die Tschechen. Eine Anthologie aus fünf Jahrhunderten. Von Paul Eisner. München, R. Piper u. Co. 1928. 442 S. 5.80 M.

Masaryk, den die Tschechen lieben, an den sie glauben und der an sie glaubt, spricht selbst von der quälenden Kleinheit des nationalen Lebens. Aber er ist der Meinung, daß sie vorübergehen werde „mit der Erkenntnis und dem Eingeständnis unserer Mängel". Auch die Herausgeber (Hugo von Hoffmannstal ist Förderer und Helfer der Sammlung) wissen, daß nicht alles, was das Buch enthält, groß und bedeutend ist, Einiges vielleicht nur aufragend und Zukunft verheißend. ... Aber abgesehen davon, daß diese Menge Prosa dichterischer, politischer, philosophischer Art, von Huß bis heute, das innere Wesen, das Charakteristische des Tschechen in dieser Gesamtheit der Darstellungen gestaltet, wird man selten so etwas lesen wie das ist, was beispielsweise F. X. Salda über „Persönlichkeit und Wert" sagt, wie seine und etwa Brezinas und mancher anderen Dichter Verse sind. Gott und Staat, Seele, Welt, das deutende Wort sind die einzelnen Teile dieses interessanten, lehrreichen und in manchem tiefschönen Werkes, das zweifellos dem gegenseitigen Verständnis von hüben und drüben dienen wird.

Erich Bockemühl

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Jahresübersicht: 3. Italien und Frankreich

Die für die Entwicklung des außerdeutschen Katholizismus interessantesten Länder sind zunächst Italien und Frankreich, insofern als in beiden Ländern das Problem einer katholischen Nationalreligion zur Frage steht. Wenn der Faschismus und offenbar auch Mussolini selbst den Ehrgeiz haben, die „römische Frage" zu lösen (CW 1 Sp. 46; die katholischen Blätter in Deutschland brachten inzwischen ebenfalls hochfreudige Artikel über den Abschluß der Präliminarverhandlungen mit „eigens" für sie angefertigten identischen Zeichnungen von dem werdenden Papststaat, z. B. Augsb. PZ. 1929 Nr. 14; Köln. VZ. 1929 Nr. 3), so geschieht das doch unter der Voraussetzung, ganz anders noch als bisher den römischen Katholizismus mit dem „nationalen Aufbau", d. h. mit den Interessen des Faschismus zu verbinden. Gegenüber dem Wachstum des Protestantismus in Italien, von dem z. B. der Osservatore Romano Nr. 193 zu klagen weiß, wird natürlich auch seitens der Kurie diese Verbindung gerne gesucht — ganz abgesehen von den großen internationalen Erfolgen, die mit dem „souveränen" Zwergstaat errungen werden dürften. Doch lauern hinter dieser Verbindung Gefahren, die der politischen Führung der Kurie durchaus bekannt sind, und die im vergangenen Jahr an mehreren Bruchstellen herausgetreten sind. Die Entwicklung der „Katholischen Aktion" in Italien (CW 1928 Sp. 180 ff.) und die immer neue Betonung ihres rein religiösen und bischöflichen Charakters ist hieraus zu verstehen. Am 25. März wurde der Diözesanausschuß der Katholischen Aktion der Stadt Rom vom Papst empfangen, um nicht nur eine neue Fahne weihen zu lassen, sondern auch die allerstärkste Mißbilligung des heiligen Vaters entgegenzunehmen über das „Centro Nazionale", d. h. die Vertreter der Organisation der faschistischen Katholiken, die wenige Tage zuvor zu einem Kongreß am 17. März auf dem Kapitol in Rom aus allen Teilen Italiens zusammengeströmt waren und vor Mussolini huldigten, ohne „das Haus des Vaters, den Vatikan" zu besuchen. Mit einem Wortspiel nannte das der Papst in seiner Ansprache „eine Handlungsweise, die gemäß einem alten Sprichwort aus jedem Kraut ein Bündel macht" (**proprie facendo, come dice l'antico proverbio, d'ogni erba „fascio"**). Einer der faschistisch-katholischen Redner hatte damals die Unterscheidung gemacht zwischen „katholischer Religion und katholischer Kirche", was der Papst „eine blosphemische und absurde Unterscheidung" nennt. „Es ist durchsichtig, um nicht zu sagen offenkundig, daß damit ein Rückweg zur veralteten und freimaurerisch-liberalen Unterscheidung zwischen Katholizismus und Klerikalismus eröffnet wird." (Eccl. 14.)

Ein weiterer Konflikt wurde kurz darnach offenbar, als in Ausführung des faschistischen Balillagesetzes vom 9. 1. 1927 (CW 1927 Sp. 138) am 9. April 1928 eine weitere Verordnung erfolgte, welche von den damals von der Auflösung nicht betroffenen katholischen Jugendorganisationen nunmehr auch die katholischen Pfadfindergruppen unter den Zwang der Auflösung stellte, weil sie nach Ansicht der faschistischen Machthaber die einheitliche militärische Organisation der gesamten faschistischen Jugend Italiens hinderten und höchstens eine Vortruppe für den **Partito Popolare** (die alte katholische Partei des italienischen Parlaments) bilden könnten. Trotz einer Ansprache des Papstes über die Elternrechte katholischer Kindererziehung (Oss. Rom. Nr. 90 vom 16. und 17. April) mußten die Pfadfindervereine sich auflösen und erhielten als „Trost für das große Opfer, das alle haben bringen müssen" noch den apostolischen Segen des Papstes (6. Mai, Oss. Rom. Nr. 107). Die übrigen Jugendorganisationen der Katholischen Aktion (**Gioventu Cattolica, Federazione Universitaria Cattolica Italiana** usw.) blieben, obwohl ihre Ausnahmestellung in der neuen Verfügung nicht bestätigt ist, bisher verschont, weil sie als Vereine mit Unterstützungscharakter und nicht als erzieherische Organisationen gewertet wurden. Die Presseerörterungen hierüber gingen soweit, daß in den Regierungsblättern der Rücktritt des von den Faschisten als ihr Gegenpol empfundenen Kardinalstaatssekretärs Gasparri nicht nur gefordert, sondern bereits auch seine Ersetzung durch Merry del Val gemeldet worden war. Ein Ausgleich mit den Interessen der Kurie trat ein, als einerseits Mussolini offiziell erklärte, daß die Jugendvereine der Katholischen Aktion mit vorwiegend religiösem und karitativem Charakter von jenem Auflösungsdekret nicht betroffen würden (Eccl. Nr. 22) und als gegen Ende des Jahres anderseits die beiden Organisationen der faschistischen Jugend (**Avanguardisti** und **Balilla**) je mit einer Reihe von Kaplänen versehen wurden, die unter den italienischen Armeebischof gestellt sind (Eccl. 50).

Eine andere Bruchstelle der gegenteiligen Interessen von Faszio und Kurie ist bekanntlich Südtirol. Im August weilte Kardinalstaatssekretär Gasparri in der Diözese Brixen, um, wie es in einer unbestrittenen Nachricht hieß: „wegen der Neuordnung der Dekanate im Auftrag des Papstes eine apostolische Visite zu vollziehen". Im September teilte das Diözesanblatt des Bistums Brixen mit, daß es gegen die Einführung des italienischen Religionsunterrichts energische Verwahrung eingelegt habe. Es habe sich auch in einer Denkschrift an den Papst gewandt, von wo ihm die Antwort zuteil wurde, daß „in der Frage des Schulunterrichts der Vatikan keine Änderung der behördlichen Verfügungen treffen könne, daß aber vom heiligen Stuhle die Einführung des pfarramtlichen Religionsunterrichts in der Muttersprache sehr gerne gesehen werde" (Eccl. Nr. 41). So wird eben jetzt der Religionsunterricht in Südtirol in den Kirchen und Pfarrhäusern statt in den Schulen von den Pfarrern in deutscher Sprache erteilt. Dazu kommt, daß, da die Neubesetzung des verwaisten Bistums zur Zeit nur unter schweren Konflikten mit der italienischen Regierung möglich gewesen wäre, von der Kurie der Prälat Mutschlechner in Brixen, der für jene kirchliche Übernahme des Religionsunterrichts hauptsächlich tätig war, zum apostolischen Administrator des Bistums bis auf Weiteres ernannt worden ist (Anfang Dezember 1928).

Zur Wahrnehmung der päpstlich-kirchlichen Interessen im faschistischen Italien wird die katholische Herz-Jesu-Universität in Mailand immer mehr ausgebaut, nicht so sehr im wissenschaftlichen Sinne, als mit Kursen aller Art im Volkshochschulcharakter. So ist an der Universität ein dreijähriger Kursus zur Ausbildung von Führern der Katholischen Aktion in Italien eingerichtet, dessen Teilnehmer nur mittlere Schulbildung mit guten pfarramtlichen Zeugnissen haben müssen. Die nach französischem Vorbild auch in Italien eingerichtete „Soziale Woche" fand vom 2.—8. September an der katholischen Universität in Mailand statt mit dem Thema „Die wahre religiöse Einheit" und mit der Absicht, den protestantischen und orientalisch-orthodoxen Kritikern an der Enzyklika **„Mortalium animos"** entgegenzutreten. Der Kardinalerzbischof von Mailand trat persönlich in den Kampf gegen Erzbischof Soederblom von Upsala. Dessen Satz „Müssen wir das wunderbare Italien des heiligen Franziskus und Dantes, Raphaels und Michelangelos und aller andern unvergleichlichen Heroen der Kunst und der Schönheit, das Italien der heiligen Katharina von Siena, das Italien der Waldenser und der Oratorianer, des heiligen Karl Borromäus und all der edlen Denker und Schriftsteller des modernen Italiens identifizieren mit der anmaßenden und verdammenden Gestalt der päpstlichen Enzyklika", und die Zusendung dieser Ausführungen auch an ihn glaubte er als besonders beleidigend zurückweisen zu müssen. Die Zusammenstellung der heiligen Katharina mit den Waldensern und die Ausspielung seines Vorgängers Karl Borromäus gegen den jetzigen Papst bezeichnete er als „eine Geschichtsfälschung", die „in Erinnerung behalten zu werden verdient als Muster für die Methoden, die man gegen den römischen Katholizismus gebraucht"; er bewies damit, daß er in der Tat nicht imstande ist, die großen geschichtlichen Gestalten seines Vaterlands und seiner Kirche in wahrhaft geschichtlichem Zusammenhang zu schauen, in welchem selbstverständlich z. B. Franziskus, Katharina und die Waldenser miteinander verbunden sind. —

In Frankreich war der Kampf gegen die Action Française immer noch von bemerkenswerter Schärfe. In ihn griff am 3. März das päpstliche Staatssekretariat ein, d. h. Kardinal Gasparri selbst mit „Päpstlichen Instruktionen an die Katholiken Frankreichs", die in der katholischen Presse Frankreichs veröffentlicht wurden, worin der Nachweis versucht wurde, daß das Verhalten von Leo XIII. und Pius X. gegenüber der Republik in Frankreich seit dem bekannten das **„ralliement"** mit der Republik empfehlenden Briefe Leos XIII. vom 3. 5. 92 kein anderes gewesen sei, als das Pius' XI. Die Kirche habe zu allen Zeiten jedem Bürger **„la juste liberté"** überlassen, diese oder jene Staatsform vorzuziehen, vorausgesetzt, daß man sich gesetzlicher und ehrenhafter Mittel bedient und die bestehende Obrigkeit anerkennt. Dagegen müsse die Kirche das Recht haben, sich gegen diejenigen Parteien zu wenden, die die Kirche und den Katholizismus nur zum Mittel ihrer Parteiziele degradieren wollen. Diese **„directions pontificales aux catholiques de France"** mit ihrem doppelten Inhalt (der Indifferenz der Kirche gegenüber den verschiedenen politischen Regierungsformen und der Pflicht der Unterwerfung der Katholiken unter die bestehende Obrigkeit) wurden gerade in die Periode des Wahlkampfs in Frankreich hineingeworfen und haben vielen Staub aufgewirbelt. Man fragte (nicht nur im monarchistischen Lager): Wie kommt der Papst in Rom dazu, **„directions"** an die französischen Katholiken zu richten und sich so in den politischen Kampf Frankreichs einzumischen? Es bedurfte immer neuer Erklärungen und Beschwichtigungen seitens des Erzbischofs von Paris Kardinal Dubois, der (und das mit Recht) darauf hinweisen konnte,

daß mit dem unglücklichen Ausdruck „directions" keineswegs ein direkter Eingriff in die innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs gewollt war. Jedenfalls hat die **Action Française** aus dem Ungeschick der Kurie neues Kapital geschlagen, und die kurialen Politiker selbst dürften noch vorsichtiger geworden sein in der Abgrenzung ihrer „religiösen" Weisungen gegenüber der „politischen" Freiheit ihrer Gläubigen. Aber wie schwer diese Abgrenzung gerade in der katholischen Kirche ist, erlebt diese selbst immer neu in Frankreich.

Eine Reihe von Schriften (z. B. die neue Dokumentensammlung **„La Politique du Vatican. Sous la terreur."** mit Vorwort von Leon Daudet und Schlußwort von Charles Maurras; ferner Mermeix **„Le Ralliement et l'Action Française"**; des weiteren M. de Roux **„Charles Maurras et le Nationalisme de l'Action Française"**) sind auf den Index gesetzt worden (Acta Apost. Sedis Nr. 2). Die Leute der **Action Française** protestieren, das sei lediglich aus „politischen" Gründen von den gegenwärtigen Machthabern in der Kurie geschehen. Und sie beweisen ihre „religiöse" Kirchentreue durch desto eifrigeres Sichdrängen zu den Beichtstühlen und sonstigen Einrichtungen der Kirche. Nun hat die päpstliche Pönitentiarie in Erklärungen vom 8. März und 11. Oktober 1927 Anweisungen gegeben, wie der Bann gegen die unbotmäßigen Parteigänger der **Action Française** durchzuführen sei. In einer vom Erzbischof von Paris veröffentlichten „Ordonnanz des französischen Episkopats" vom 19. März (Croix vom 29. März Nr. 13 825; Eccl. 15) sind diese Weisungen bis ins Einzelnste erläutert worden. Wer von den dem Ordinarius bekannten Anhängern der **Action Française** nicht „seine gänzliche Unterwerfung unter die Entscheidungen des heiligen Stuhls" vorher ausgesprochen hat, ist von sämtlichen kirchlichen Handlungen und frommen Vereinigungen auszuschließen. Die das nicht beachtenden Priester machen sich einer schweren Sünde und der darauf gesetzten schweren Sanktionen schuldig. Man wird urteilen müssen, daß mit diesem schweren Geschütz die Stellung der Katholiken um die **Action Française** unhaltbar gemacht worden ist. Aber eine Kapitulation erfolgte immer noch nicht. Vielmehr wollten zahlreiche der Anhänger der **Action Française** zum orientalischen Ritus übergehen, für den in Paris und Südfrankreich wegen der zahlreichen, sich dort aufhaltenden Exilrussen größere Möglichkeiten geschaffen sind. Die Kongregation für die orientalische Kirche mußte entscheiden, daß die Verbote in Betreff der **Action Française** auch für den orientalischen Ritus gelten. In diesen Zusammenhang gehören auch die Ordensentziehungen der **Acta Apost. Sedis**, wobei französische Adeliae aus der Liste der päpstlichen Geheimkämmerer gestrichen werden. Noch neuestens scheint unter den Anhängern der **Action Française** die Ausflucht vom **papa male informatus** verbreitet worden zu sein. Der Osservatore Rom. (26.—27. November) berichtete von neuen verschärfenden Bestimmungen, die Kardinal Dubois habe gegen seinen Klerus erlassen müssen. Die Behauptung sei unrichtig, daß der Papst von der Affäre nichts mehr hören wolle und zugebe, irregeführt worden zu sein. Im Gegenteil „glauben wir zu wissen, daß darüber ein neuer Beweis von zuständigerer Seite in Bälde vorliegen wird". Es wird vermutet, daß der Papst demnächst prinzipiell zur Frage Stellung nehmen werde.

Auch in eine andere nationalistische Bewegung in Frankreich hat der französische Episkopat einzugreifen Veranlassung genommen. Das ist die bretonische Bewegung. Der Klerus in der Bretagne ist angewiesen worden, die Mitgliedschaft bei der **Ligue des Frères bretones** zu verbieten und die katholische Jugendgruppen ihr zu entziehen. Die Maßnahme wird mit den Erscheinungen, die die **Action Française** angenommen habe, begründet (Eccl. Nr. 35).

Die nächst der **Action Française** wichtigste, Kirche und Öffentlichkeit in Frankreich am meisten bewegende Angelegenheit der katholischen Kirche waren Artikel 70 und 71 des französischen Finanzgesetzes über die **biens cultuels** und die Missionskongregationen. Der erstere Artikel besagt, daß bis zum 1. Januar 1930 alle beweglichen und unbeweglichen Güter der alten öffentlichen Kultuseinrichtungen, die nach den Trennungsgesetzen vom 9. Dezember 1905 und 13. April 1908 in den Staatsbesitz „heimgefallen" und noch nicht irgendeinem speziellen Zweck zugeteilt worden waren (z. B. Unterricht und Wohlfahrt), den seit 13. Dezember 1923 in den einzelnen „kirchlichen Territorien" anerkannten **Associations cultuelles** „ohne irgendwelche Steuer zu Gunsten des Staatsschatzes, aber mit allen sie belastenden Auflagen und Verpflichtungen und mit ihrer besonderen (kirchlichen) Zweckbestimmung" zugeteilt werden sollen. D. h. das vom Staate deshalb eingezogene Kirchenvermögen, weil sich seinerzeit die vom Trennungsgesetzgeber Briand geforderten **„Sociétés ecclésiastiques"** aus Obstruktionspolitik nicht bildeten, sollen jetzt vom Außenminister Briand, der die Bedeutung der Kurie und der katholischen Missionsgesellschaften für die französische Außenpolitik schätzen gelernt hat, den katholisch-kirchlichen Stellen wieder zurückgegeben werden, die nach dem Kriege unter milderer Auslegung der früheren Gesetze als legitime Organisationen der **associations cultuelles** anerkannt worden sind. Man versteht, wie die Kreise der **Action Française** vom Kuhhandel zwischen Kurie und französischer Republik spotten. Der weitere Artikel läßt auch das ehemals eingezogene Vermögen der Ordensgesellschaften und Kongregationen restlos wieder zurückerstattet werden, falls die in Betracht kommenden Organisationen Missionswerke betreiben (in und außerhalb der französischen Kolonien, wohin sie auch die französische Kultur tragen) und ein Gesuch zum Betrieb ihrer heimatlichen Seminar- und Verwaltungseinrichtungen einreichen. Diese Gewährung muß jeder einzelnen Kongregation vom Staatsrat verbrieft werden, und ist widerruflich, falls die in dem betreffenden Dekret genannten Zwecke (zu Gunsten der französischen Kulturpropaganda) nicht mehr erfüllt werden (vgl. die Artikel mit ausführlicher Begründung Eccl. Nr. 42).

Um dieser beiden Artikel willen ist bekanntlich die frühere Regierung Poincaré vom Parteitag der Radikalen aus gestürzt worden. Und die jetzige Regierung Poincaré-Briand hat es bisher trotz verschiedener Versuche nicht erreicht, die beiden Artikel vor die Kammer zu bringen. Sowohl die Finanzdeputation, wie auch die Deputation für auswärtige Angelegenheiten haben sich geweigert, sich mit der heiklen Angelegenheit zu befassen. Im Plenum sind schärfste Widerstände zu erwarten.

Die im französischen Katholizismus zur Zeit bedrohlich gewordene enge Verbindung von Politik und Religion wird weiterhin beleuchtet durch das Vorgehen des elsässischen Bischofs Ruch von Straßburg gegen die elsässische Autonomistenbewegung. Er hat die in der Bewegung stehenden Geistlichen mit kirchlichen Zensuren bedroht und insbesondere dem Führer Msgre Haegy die politische Tätigkeit und die Mitarbeit an der autonomistischen Presse zu verbieten gesucht.

Von dem in Frankreich herrschenden Priestermangel bekommt man einen Einblick aus dem Erlaß der Ritenkongregation, daß in Frankreich unter wesentlich erleichterten Bedingungen regelmäßig trifaziale Messen, d. h. drei Messen durch einen und denselben Priester abgehalten werden sollen.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Neuwahlen der Provinzialsynoden in den östlichen Provinzen der altpreußischen Landeskirche 11.—13. Mai, der Kreissynoden im Februar.

Die Vereinigung der Evangelisch-Lutherischen innerhalb der preußischen Landeskirche schrieb für eine Arbeit, die den Inhalt des Kleinen Katechismus in zusammenhängenden Darlegungen, Vorträgen oder Predigten der Gemeinde nahebringt, einen Preis von 1000 Mark aus. Bis 1. Juli an den Vorsitzenden Graf von Seidlitz-Sandreczki, Schloß Olbersdorf bei Reichenbach (Eulengebirge).

In Schlesien sind bisher 100 Eigenheime im Gesamtwert von 1½ Millionen Mark durch kirchliche Initiative entstanden.

Zwischen der Evangelisch-theologischen Fakultät Gießen und der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin ist ein Austausch von Gastvorlesungen vereinbart. Professor D. Frick spricht für die Fakultät Gießen in der Hochschule über den „religionsgeschichtlichen Ort des Protestantismus" und „Was eint und trennt die Konfessionen?"

Nach Vereinbarungen zwischen der sächsischen Staatsregierung und der Kirche, die der Genehmigung des Landtages noch unterliegen, werden die Renten der Evangelischen Kirche von 1,31 auf 2 Millionen erhöht; die Kirche verzichtet auf eine Kapitalisierung der ihr zustehenden Renten, doch kann von Seiten des Staates eine freiwillige Kapitalisierung vorgenommen werden.

Dem sächsischen Landtag ist ein Gesetzentwurf über die öffentlich-rechtlichen Religionsgesellschaften zugegangen. Solche sind Evangelische Landeskirche, Römisch-katholische Kirche, Evangelisch-reformierte Gemeinde, Freireligiöse Gemeinschaft, Evangelische Brüder-Unität, Evangelisch-lutherische Freikirche, Bischöfliche Methodistenkirche, Vereinigung der Baptisten, Sächsischer israelitischer Gemeindeverband und fernere, denen das Gesamtministerium die Rechte der Körperschaften des öffentlichen Rechts verleiht. Ihnen werden die Vereiniaungen gleichgestellt, die sich die Gemeinschaftspflege einer nicht bekenntnismäßigen Weltanschauung zur Aufgabe machen und denen die Rechte der Körperschaften des öffentlichen Rechts verliehen worden sind. Ihre Verfassungen müssen sich in den Schranken der für alle geltenden Gesetze halten: Entscheidung darüber steht dem Volksbildungsminister zu; für Anfechtungsklage ist das Oberverwaltungsgericht zuständig. Ihre Verfassungen müssen über den Beginn der Mitgliedschaft Vorschriften enthalten, die jedoch die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht beeinträchtigen dürfen. Austritt (über 14 Jahre) ist vor dem Standesbeamten zu erklären. — In der Begründung der Vorlage wird noch mitgeteilt, daß der Bischof von Sachsen eine Vereinbarung zwischen Staat und Kirche gewünscht hat. Er hat ersucht, das Gesetz nicht ohne Kenntnis und Mitwirkung des Papstes zu erlassen. Die Regierung hat dies jedoch abgelehnt, da sie noch nie ein Konkordat geschlossen habe und da durch das Gesetz nur die Vorteile der Reichs- und der sächsischen Verfassung erklärt werden sollen. FZ 56

Die evangelische Landeskirche Württembergs hat mit dem Landesverband der Evangelischen Gemeinschaft eine Vereinbarung getroffen; sie enthält Bestimmungen über Austritt und Übertritt, Zuständigkeit kirchlicher Amtshandlungen, Trauungen gemischter Paare, Verwilligung des Grabgeläuts bei Beerdigung von Gliedern der Evangelischen Gemeinschaft, Teilnahme von deren Kindern am Schulreligionsunterricht und geordneten dienstlichen Verkehr bei auftauchenden Schwierigkeiten, endlich eine

Übergangsbestimmung über Verhalten gegen die nicht aus der Landeskirche ausgetretenen, aber schon vor einem bestimmten Termin als Vollmitglieder in die Evangelische Gemeinschaft aufgenommenen Personen.

Der engere Rat des evangelischen Gesamtkirchengemeinderats Stuttgart hat auf Antrag des Vereins evangelischer Organisten Württembergs, Bezirksverein Stuttgart, festgesetzt: „Besondere musikalische Leistungen von Vereinen oder Solisten bei Trauungen müssen sich dem Rahmen der kirchlichen Feier einfügen und sind dem amtierenden Geistlichen rechtzeitig anzuzeigen. Ausgeschlossen bleibt weltliche Musik, insbesondere Opernmusik (z. B. der Brautchor aus ‚Lohengrin'), Musik, die ihrem Wortlaut oder ihrem künstlerischen Wesen und Wert nach nicht in evangelische Kirchen gehört (z. B. der Männerchor ‚Muttersegen'). Auch soll das Lied ‚Das ist der Tag des Herrn' nicht mehr gesungen werden (wegen der unleidlichen Veränderung des Uhlandschen Original-Wortlauts)."

In den Kirchenvorstand der Paulsgemeinde Frankfurt a. M. wurden zehn Unpolitische und zwei Religiös-Soziale gewählt.

Die Übertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche in Deutschland sind 1910 bis 1926 von 34,96 auf 70,37 auf je 100 000, die der evangelischen zur katholischen Kirche in der gleichen Zeit von 12,48 auf 17,62 gestiegen.

Die deutschen Missionen haben 1265 deutsche Missionare und Missionarinnen und 7956 eingeborene Helfer und Helferinnen auf dem Missionsfelde. Heidenchristen 935 913, 176 848 Schüler in 3197 Volks- und 96 höheren Schulen. Einnahmen aus Deutschland 5 744 691 Mark, dazu je zwei Millionen aus dem Auslande und den Missionsgebieten. Das sind $^3/_4$ der Missionsarbeiter, $^8/_9$ der eingeborenen Helfer und $^3/_4$ der Heimateinnahmen der Vorkriegszeit, womit $^5/_4$ der Christenzahl versorgt werden müssen.

Die Zahl der Missionare der Goßnerschen Mission ist von 36 im Jahre 1914 auf zwei in der Arbeit stehende und zwei eben ausgesandte Missionskandidaten, die der Missionsarbeiterinnen von acht auf zwei gesunken, dagegen die Zahl der eingeborenen Pastoren von 44 auf 65 gestiegen, wozu noch 423 Katechisten kommen, zwölf mehr als 1914. Die Zahl der Getauften ist von 91 000 auf 113 000 gestiegen, die der Taufbewerber von 11 000 auf 6000 gesunken. Unter den Getauften sind jetzt 50 000 Konfirmierte gegen damals 36 000.

Die am 25. März 1923 in Tinglef in Nordschleswig wegen Nichtberücksichtigung der Wünsche nach deutschen Gottesdiensten als Freikirche gegründete Nordschleswigsche Gemeinde umfaßt jetzt 24 Gemeinden, von denen einzelne 200, 150, 100, 80 durchschnittliche Kirchenbesucher zählten, teilweise das Doppelte der bei der letzten Folkethingswahl abgegebenen deutschen Stimmen. Seit 1926 besteht eine regelmäßige Zusammenarbeit mit den in der dänischen Volkskirche verbliebenen Deutschen in dem Nordschleswigschen deutschen Gemeindetage. Wartburg 12

Mit 76 gegen 71 Stimmen forderte der österreichische Nationalrat die Regierung auf, das Eherecht in Angleichung an das deutsche Recht zu regeln. Heute herrscht in Österreich noch die kirchliche Ehe, gemildert durch die theoretisch und praktisch viel umstrittene „Dispensehe". Vgl. CW 1928 Sp. 140. 521. 638

In Wien sind in den neun Jahren nach dem Kriege 119 870 Katholiken, 1928 allein 28 837 aus der Kirche ausgeschieden, zum überwiegenden Teil konfessionslos geworden.

In Warschau wurde ein Evangelisch-polnisches Preßbüro (EwPol) begründet.

Die Evangelisch-theologische Fakultät der Universität Warschau zählt 84 Studenten und zwei Studentinnen, davon 75 und 1 der evangelisch-augsburgischen, 7 und 1 der evangelisch-reformierten, 1 der anglikanischen, 1 der römisch-katholischen Kirche. 52 Studenten und zwei Studentinnen sind Polen. 32 Studenten Deutsche.

Seit 1. Januar erscheint für die im Heere stehenden Angehörigen der unierten evangelischen Kirche in Polen ein eigenes Blatt: „Der evangelische Heimatgruß", das den Soldaten unentgeltlich zugeht.

Die von der allettländischen Synode beschlossene Kirchenverfassung ist staatlich anerkannt. Die deutschen Glieder scheiden damit im gegenseitigen Einverständnis aus dem Exekutivausschuß des Oberkirchenrats aus, um sich ganz der Verwaltung des deutschen Kirchenwesens zu widmen; der Bischof der deutschen Gemeinden nimmt an den Beratungen des Ausschusses nur dann teil, wenn es sich um beide Nationalitäten berührende Fragen handelt.

Das estnische Konsistorium hat Pastor Tallmeister zum Verlust aller bei der Ordination zugeeigneten Rechte und zum Ausschluß aus dem geistlichen Stande verurteilt, weil er die wunderbare Geburt und die Auferstehung Christi verneint und zugleich geleugnet habe, daß die Person Jesu Gegenstand des Glaubens sei. Er habe auch sonst die bestehende Kirchenordnung ignoriert und seine Schreiben an das Konsistorium in einem für dies und seine Glieder beleidigendem Tone abgefaßt. AELKZ 2

Estland hat ein Kriminalgesetz mit Strafbestimmungen für Störungen religiöser Zeremonien oder Umzüge, Beschädigungen von Gräbern, Grabdenkmälern oder Kreuzen und lästerliche Schmähung Gottes oder einer religiösen Gemeinschaft angenommen.

Zur feierlichen Einführung von D. Lang als Erzbischof von Canterbury war auch die freikirchliche Presse eingeladen. Bei dem am Tage danach zu Ehren des altkatholischen Bischof von Haarlem abgehaltenen Lunch befürwortete der den Vorsitz führende Bischof Gore ein Zusammengehen der englischen Staatskirche, der altkatholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche. Bischof Germanos sagte: ehe man alle Kirchen einige, solle man diese vereinigen, und schlug eine Delegiertenkonferenz der drei Kirchen vor, zu der die Einladungen von dem Erzbischof von Canterbury schon für 1929 ergehen sollten. RefKZ 1

Basel feierte am 27. 1. das Vierhundertjahr-Gedächtnis seines Anschlusses an die Reformation.

Der Papst hat gelegentlich der 50-Jahrfeier der Priesterweihe Pius' XI. Gewährung eines allgemeinen Jubiläumsablasses angekündigt, was vom „Corriere della sera" mit der Verkündigung eines außerordentlichen Jubeljahres der katholischen Kirche gleichgestellt wird. VZ 11

Der ungarische Kultusminister teilt mit, daß er während seiner Amtszeit 21 katholische Nonnenklöster mit 5 276 000 Pengö unterstützte und diese Unterstützungen in Zukunft noch erhöhen werde. Die Universitätskliniken in Szeged hat er so entworfen lassen, daß die dritte Etage für Nonnen-Krankenpflegerinnen klosterartig eingerichtet werden können. Da die zur Krankenpflege auszubildenden Novizen ohne religiöse Bedenken Vorträge nichtkatholischer Professoren nicht besuchen können, wird er in allen die Weltanschauung berührenden Fächern, welche durch Nichtkatholiken vertreten sind, katholische Parallelprofessuren errichten. Nemzeti Ujsag

Versorgung der polnischen Minderheit in Deutsch-Oberschlesien. Im Kreise Neustadt gaben als ihre Muttersprache Deutsch an 54 090, Polnisch 18 471, Deutsch und Polnisch 22 838 Personen; 15 von 31 Kirchgemeinden haben regelmäßigen Hauptgottesdienst in polnischer Sprache, 12 Kirchgemeinden wechselnd polnischen und deutschen. Im Kreise Leobschütz 77 906 Muttersprache deutsch, 326 polnisch, 266 tschechisch und mährisch, 2169 deutsch und polnisch; kein polnischer Gottesdienst, weil noch nie verlangt; mährische Predigten früher in einzelnen Kirchen, auf Wunsch der Gemeinden abgeschafft. FZ 49

General Booth, vom Hohen Rat der Heilsarmee abgesetzt, hat an die Gerichte appelliert.

Das neue spanische Strafgesetz schränkt die Toleranz in Glaubenssachen erheblich ein. Während bisher die Religionsgemeinschaften dem Buchstaben des Gesetzes nach gleichgestellt waren, spricht jetzt das Gesetz ausdrücklich von der „Römisch-katholischen apostolischen Staatsreligion" und bestraft Störung des protestantischen Gottesdienstes mit zwei bis sechs Monaten, eines katholischen mit sechs Monaten bis drei Jahre und einer Geldstrafe. VZ 13

Der „Bresboschcik", das ist der „Verein der Gottlosen" hat in Rußland schwere Arbeit. Das Weihnachtsfest ist trotz allem gefeiert worden. Die „Iswestija" konnte am zweiten Feiertag nicht erscheinen. Der Führer der Gewerkschaften in Moskau erklärte: „Wir führen einen ideologischen Kampf gegen die Religion, wir erklären den Arbeitern den gegenrevolutionären Charakter der Religion, aber wir schließen die gläubigen Arbeiter nicht aus den Gewerkschaften aus. Wenn wir das täten, dann wären unsere Cadres nicht viel zahlreicher als jene der kommunistischen Partei. Es wären dann antireligiöse kommunistische Gewerkschaften, aber keine alle Arbeiter umfassenden Massenorganisationen." Die religiösen Jugendorganisationen machen den kommunistischen fühlbare Konkurrenz. FZ 41

Die vatikanische „Corrispondenza" betont: Der heilige Stuhl unterscheide genau zwischen der Sowjetregierung und der bolschewistischen Propaganda. Er mische sich nicht in die innern Angelegenheiten des russischen Staats, bekämpfe aber die irreligiösen Doktrinen. FZ 36

In den Vereinigten Staaten haben alle protestantischen Konfessionen entsprechend den Bestimmungen des Antialkoholgesetzes beschlossen, beim heiligen Abendmahl an Stelle des Weines alkoholfreien Weinsaft zu gebrauchen. Nur die Katholiken verwenden richtigen Wein.

Der methodistische Bischof Francis McConnell ist als Nachfolger von Dr. Cadman zum Präsidenten, Rev. Irving D. Lord zum Sekretär und Rev. H. Mann zum Schatzmeister des **Federal Council of Churches of Christ** in Amerika gewählt worden, das im Dezember 1928 die Feier seines 20 jährigen Bestehens feierte. The Christian Century

Professor von Schultze-Gävernitz, einer der wenigen Deutschen, die zu der **Society of Friends** (den Quäkern) übergetreten sind, hat zwei beachtenswerte Artikel geschrieben: „Demokratische Religion" FZ 901 vom 25. 12. 28 und „Durch Weltwirtschaft zum Weltfrieden" VZ 445 vom 20. 9. 28. (In letzterem Zeile 3 ein übler Druckfehler: „militaristische" für „utilitaristische".)

Eine neue Zweimonatschrift „Musik und Kirche" erscheint seit 1. Januar im Bärenreiter-Verlag. Herausgeber: Christhard Mahrenholz, Wolfgang Reimann, Johannes Wolgast. Jährlich 8 M.

Von Personen. Berufen: Professor D. Hans Windisch in Leiden als Nachfolger Kögels nach Kiel. Angenommen: Berlin von Professor D. Wilhelm Lütgert in Halle. Gewählt: Professor D. Alfred Juncker zum Rektor in Königsberg. Promoviert: Gymnasialdirektor Hermann Menge in Goslar zum D. von Münster; Pastor Ludwig Heitmann in Hamburg und Superinten-

dent Walter Hollweg in Aurich zu DD. von Gießen. Zurückgetreten: Hauptpastor D. Curt Stage, Senior der Hamburgischen Landeskirche. Gestorben: der zweite Vorsitzende des Deutschen Protestantenvereins Meyer-Waldeck (Nachfolger Justizrat Hallensleben) in Berlin; Mathilda Wrede in Helsingfors (der „Engel der Gefangenen"); Kardinal-Erzbischof von Mailand Eugen Tosi. E St

Verschiedenes

Protestantismus und modernes Schrifttum

Ein Aufsatz dieses Titels, geschrieben von Wilhelm Michel im „Kunstwart" 1929/1 beginnt mit den Worten: „Zum Thema ‚Protestantismus und modernes Schrifttum' weiß ich im Grunde nur Eines zu sagen; aber dieses Eine scheint mir so wichtig und weittragend zu sein, daß ich nicht versäumen möchte, es auszusprechen. Es läuft, in kurzen Worten, darauf hinaus, daß nach eigener und fremder Erfahrung der Protestantismus neuerdings an Leben-deutender Kraft und zugleich an Weltoffenheit so außerordentlich gewonnen hat, daß nun endlich ein unverkürztes geistiges Leben, getreu der Weltstunde, voll durchwirkt von den geschöpflichen Mächten der Zeit, in seinem Haus sich vollziehen kann. Das ist ein völlig neuer Zustand; ein Zustand, der von uns protestantischen Literaten (ich nehme dies Wort, um Dichter und Schriftsteller zugleich zu bezeichnen) einen schweren Druck nimmt, eine Heimatlosigkeit, eine Isolierung." H Sch

Zum Aufsatz „Das Unsägliche und die Sprache"

Marcel Proust: französischer Romancier, Sohn eines Mediziners aus vornehmer (halbjüdischer) Familie; scheinbar nur Weltmann durch Jahre, während deren er kaum ein paar (an Peter Altenberg erinnernde) mondaine Studien zu Papier bringt; plötzlich sich zurückziehend, verzehrt von dem Eifer um ein ungeheures halb autobiographisches Romanwerk, dessen erste Bände kurz vor Kriegsausbruch, fast unbeachtet von der Öffentlichkeit, erschienen, dessen Schlußteil erst eben, mehrere Jahre nach dem Tode des Verfassers, einer enthusiastisch erwartenden paneuropäischen Verehrerschaft unterbreitet wurde.

James Joyce: noch heute lebender kosmopolitischer Ire, um dessen gigantisch minutiösen Ulysses-Roman die Moralisten Englands, Frankreichs und Amerikas nun schon durch Jahre einen erbitterten Zensurstreit führen: Ist es das gemeinste oder das ehrlichste Buch, das die Literaturgeschichte kennt?

Paula Schlier: eine fast unbekannte junge deutsche Dichterin; ihre bisherige Leistung kann sich zwar nicht auch nur annähernd mit der der Genannten messen, wohl aber repräsentiert ihre Sprache eine Haltung, die uns einzig und allein jener Unterwelt des Menschlichen gerecht zu werden scheint, die heute mehr als sein frei Bewußtes Beachtung findet, weil ihre Dichtung durch den Untergang der Formen zur Person statt zum Chaos gelangt.

Denn nicht auf die literaturgeschichtliche Frage nach der Einordnung jener Werke in das Schrifttum der Zeit, nicht auf die ästhetische ihrer formalen Beurteilung kommt es uns mit dieser Studie an, sondern einzig und allein auf die theologische: Wie besteht unsere tiefenpsychologische Phantasie vor Gott? Was hat er uns durch sie oder gegen sie zu sagen? Worin trifft sich die neue Sprache des Unsäglichen mit dem Worte? K Th

Kleine Mitteilungen

Von der Pfarrerzeit in Elmau wollen wir doch in nächster Nummer noch einiges aus Johannes Müllers Vortrag über „Verkündigung" mitteilen.

Zu Sp. 105 f. In einem Bericht Joseph Wittigs über das Löwenberger Arbeitslager („Es werde Volk!") liest man folgende Sätze: „Wo ist je in der Geschichte eines werdenden Volkes der Sport zu finden? Die Vielfältigkeit der körperlichen Arbeit ist das ursprüngliche, natürliche Mittel, den Körper geschmeidig und fähig zu halten. ... Sport ist ein Bedürfnis überlebter Völker. Man darf Bedürfnisse überlebter Völker nicht auf werdendes Volk übertragen."

Front gegen Front. So überschreibt FZ 54 einen Leitartikel, in dem es heißt: „Von allen Zerrissenheiten ... ist wohl die unerträglichste, weil widersinnigste, daß ein Teil der ehemaligen Frontsoldaten sich leidenschaftlich zum neuen Staat bekennt und der andere Teil diesen Staat mit derselben Leidenschaftlichkeit haßt. ... Und zwischen diesen beiden in tödlicher Feindschaft sich gegenüberstehenden Fronten wächst Jungmannschaft heran, die von den Erlebnissen des Krieges nichts wissen kann, aber nun von jeder der beiden Fronten für sich reklamiert wird." — Mutatis mutandis derselbe Zustand in der Kirche. Pastoren, Prediger hüben und drüben; dazwischen eine Gemeinde, ein Jungvolk, die nicht wissen, was sie davon halten sollen. R

Versammlungskalender

14.—17. Februar Christengemeinschaft Hamburg
4.— 7. April Evangelischer Reichselterntag Breslau
20.—21. Mai Vierhundertjahrfeier der Protestation Speier
21.—23. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. M.
24.—27. Mai Evangelischer Bund (Brandenburg) Berlin-Wilmersdorf
3.— 7. Juni Weltbund für Freundschaftsarbeit, Regionalkonferenz, Königsberg
11.—13. September Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—20. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Berlin
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Mag. Theol. Hans Schimmelpfeng, Ph. D., Marburg.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 3: Wochenspruch. Marc. 4, 1—32 II (A. Fischer). Lessing (Schlemmer). Emil Brunners Religionsphilosophie evangelischer Theologie II (Rust). Altes und Neues (Lessing und Luther). Ergebnisse der Wissenschaft (Tribukait). Von gestern und heute (Konkordat, Die „positive" Theologie und die Geltung der kirchlichen Bekenntnisschriften, Ausstellung Chinesischer Kunst in Berlin, Lausanne u. A.). Büchertisch.

Inhalt Nr. 4: Wochenspruch. Marc. 4, 1—32 III (A. Fischer). Christentum und Kultur (W. Schubring). Einheitsfront aller Religionen? (Karl Heim, Knak, Schubring u. A.). Zufriedenheit (A. Wendt). Von gestern und heute (Konkordat, Positiver Verband, Begriff des Heidentums, Die ev. Theologie, ihr jetziger Stand und ihre Aufgaben, Die Schulpolitik der evangel. Kirche Preußens, Die neuen Grundsätze der Mittelpartei). Büchertisch.

Das Januarheft von
Christentum und Wissenschaft
begründet von
Professor D. Dr. **Karl Girgensohn**
im Auftrage des Eisenach-Leipziger Kartells akad.-theol. Verbindungen und unter Mitwirkung von Prof. Dr. Carl Schneider-Riga herausgegeben von lic. theol. **Herm. Sasse-Berlin**
enthält:

1. Volkskirche, Gemeinschaftskirche, Bekenntniskirche. Ein Wort zum Problem der Kirche von Prof. D. theol. W. Staerck-Jena.
2. Karl Barth und die kirchliche Verkündigung von Werner Wiesner-Halle.
3. Neues Schrifttum aus Theologie, Philosophie und angrenzenden Gebieten in Verbindung mit Priv.-Doz. lic. Noth-Leipzig, J. Weidauer-Leipzig, Priv.-Doz. lic. Lother-Breslau und Pfarrer lic. Kleemann-Werda bearbeitet von Professor Dr. Carl Schneider-Riga und Pfarrer Walter Schadeberg-Dresden.

Interessenten werden höflichst um Adressenangabe gebeten. Probeheft kostenfrei. Jahrespreis 10.—

Verlag C. Ludwig Ungelenk / Dresden-A. 24

Die freigewordene Stelle eines **Geistlichen** an der hiesigen St. Jakobikirche unter unserem Patronat soll sofort neu besetzt werden. Besoldung nach der Ordnung der Dienst- und Versorgungsbezüge des preußischen Pfarrerstandes nach den Beschlüssen des Kirchen-Senates vom 22. Mai und 14. Juni 1928. Freie Dienstwohnung oder Mietsentschädigung. — Bewerbungen mit Lebenslauf an das Stadt-Verwaltungs-Büro bis zum 17. Februar 1929.
Stettin, den 29. Januar 1929. **Der Magistrat.**

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a
Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O.II.R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Festschrift
zum 400jährigen Jubiläum des Kleinen Katechismus von D. Martin Luther
verfaßt von Propst Johs. Sommer in Schleswig.
32 Seiten mit 9 Bildern von D. Rudolf Schäfer, RM. 0.30.

„Die Schrift ist der Jugend und allen denen gewidmet, die Luthers Kirche lieben. Sie ist gedacht als Gabe der Kirche an die Konfirmanden und Schüler der Oberklassen bei der Jubiläumsfeier am 20. Januar oder auch später. Sie scheint mir in ihrer schlichtverständlichen Darstellung, die den wertvollsten Gehalt des Katechismus heraushebt, besonders geeignet, den Konfirmanden den Katechismus zu erschließen und ans Herz zu legen. Zugleich verschaffen wir damit dem Katechismus wieder Eingang in den Familien unserer Gemeinden. Dazu dient auch in nicht geringem Maße die würdige Ausstattung durch die gemütvollen Bilder von D. Rudolf Schäfer. Bischof Völkel-Kiel

Kommissionsverlag H. H. Nölke, G. m. b. H.
Bordesholm / Holstein.

Für Sie persönlich!

Westermanns Monatshefte
erscheinen im 73. Jahrgang. Sie sind die erste deutsche illustrierte Monatsschrift. Erst nach einigen Jahrzehnten fanden sie Nachahmung.

Westermanns Monatshefte
sind eine im guten Sinne moderne Monatsschrift. An ihrem vielseitigen Inhalt, ihrem schönen Bildmaterial, das von keiner Seite übertroffen wird, hat jeder Bezieher seine helle Freude.

Westermanns Monatshefte
tragen den ungünstigen Zeitverhältnissen Rechnung und behalten deshalb auch im neuen Jahrgang den billigen Preis von M. 2,— bei.

Westermanns Monatshefte
sind die Zeitschrift der Zukunft, denn allgemein hört man, daß unser Volk sich dem seichten Stoff, der ihm allzulange schon geboten wurde, wieder abwendet. Es verlangt nach geistiger Kost, wie sie ihm Westermanns Monatshefte bieten.

Westermanns Monatshefte
halten sich übermoderner Richtung frei, pflegen das Edle und Schöne, ohne der Verflachung Konzessionen zu machen.

Georg Westermann, Braunschweig
(Bitte ausfüllen und einsenden)
Ich erbitte kostenlose Zusendung eines Probeheftes von „Westermanns Monatsheften". Ferner erbitte ich Ihren Katalog M.
Unterschrift und Beruf:

Ort, Straße, Hausnummer

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Erholung in Höhenluft und Sonne!
Mittenwald, Obb. 930 m, nebelfrei
„Höhenheim", behagl. bestempfohlenes Haus. Hochlage, herrliche Aussicht. Sehr gute Verpflegung. Pensionspreis 6.50.
Anfragen an Frl. Gertrud Werner.

Stockholm

Internationale sozial-kirchliche Zeitschrift

Herausgegeben im Auftrage der Kommission für das sozialwissenschaftliche Institut von D. Ad. Keller, Genf

Schriftleiter: Prof. D. A. Titius, Berlin; Prinzipal Alfred E. Garvie, D. D., London; Pasteur Elie Gounelle, St. Etienne (Loire)

Das offizielle Organ
für die Fortführung der Arbeit der Stockholmer Konferenz

Einige Urteile:

„Wir halten die Zeitschrift für ein vorzügliches Mittel, in weiteren Kreisen Fühlung mit dem geistlichen Leben anderer Kirchen zu gewinnen. Wir hegen auch die Hoffnung, daß durch diese weltweite Aussprache das Verständnis und die Lösung der sozialen Lebensprobleme gefördert und vielleicht auch eine richtigere Beurteilung der Kirche in Arbeiterkreisen erzielt wird. Alle, die sich für die sozialen Fragen wie für die ökumenische Bewegung der Kirchen interessieren, sollten sich eine Kenntnis der Zeitschrift verschaffen." Kirchl. Anzeiger f. Württemberg, 1928, 1.

„Die führenden Männer ihrer Kirchen arbeiten hier einträchtig zusammen weiter an dem Werk von Stockholm, dessen Namen mit Recht diese große Zeitschrift trägt. Jedem Volke soll hier seine Eigenart und ihr Recht gewahrt werden, aber jede auch in den Dienst des ganzen Gottesreiches gestellt und Tatchristentum als christliche Weltaufgabe, als christlich-soziale Gesinnung vertreten werden. Daß die Aufsätze auf höchster geistiger Höhe stehen, ist bei diesen Persönlichkeiten selbstverständlich. Jeder schreibt in seiner Sprache, aber von jedem wird am Schluß eine kurze Zusammenfassung in den anderen Sprachen (deutsch, englisch, französisch) gegeben. Die ersten beiden Hefte erfüllen alle Erwartungen." Neue Saat, 1928, 4.

„Man wird die Zeitschrift nur begrüßen dürfen; sie wird zweifellos zur Klärung beitragen über das noch völlig ungeklärte Thema von Kirche und soziale Frage und der sog. „Ethisierung des alten Christentums"." Allg. Ev.-luther. Kirchenzeitung, 1928, 6.

„..... So steckt in dem Heft eine Fülle von Anregungen und Erweiterungen des Gesichtskreises. Es zeugt zugleich von der Lebenskraft christlicher Weltanschauung und von neuem Leben, das in den oft totgesagten Kirchen aufbricht ... Man möchte diese Stockholm-Hefte vielen Kirchenfreunden in die Hand geben. Wie denn auch unser Konsistorium die Anschaffung auf Kosten der Kirchenkasse empfahl. Ebenso aber sollten Kirchenkritiker sich um Kenntnisnahme bemühen ..." Ev. Kirchenbl., 21.10.28.

Bezugspreis: Jährlich 4 große Hefte. 4°. Postfrei 10,70 RM.
Älteres Heft als Probeheft gern kostenfrei.

bona 1735 fide!

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen
London: Oxford University Press, Amen House, Warwick Square, E. C. 4.
Chicago (Illinois): The University of Chicago Press, 5750 Ellis Avenue.

Evangelischer Diakonieverein E.V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)
Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.
Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Beste **deutsche** Bezugsquelle

Billige böhmische Bettfedern
1 Pfd. **graue,** geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße,** flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3.80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.
Rudolf Blahut Erstes Bettfedern-Großhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. Februar

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Widerstandsverlages, Dresden,** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.